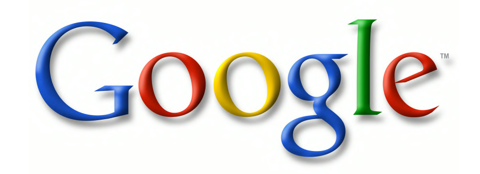
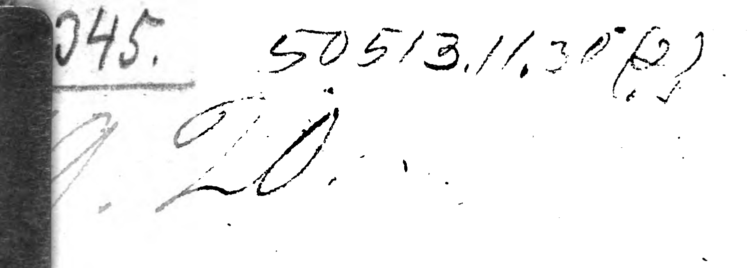
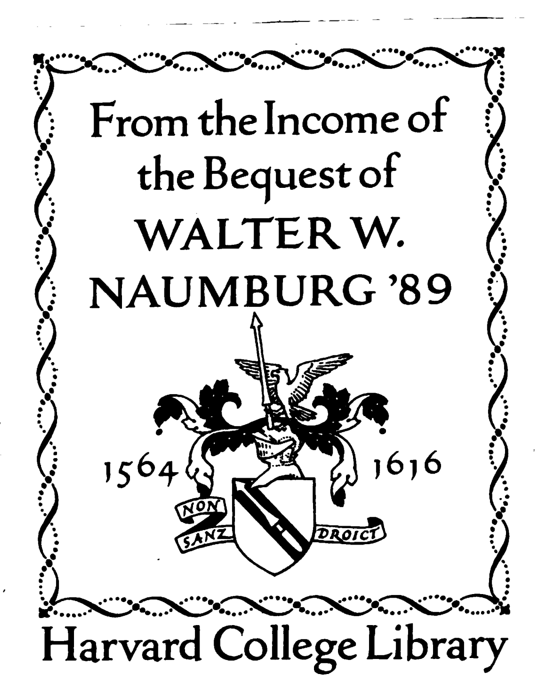
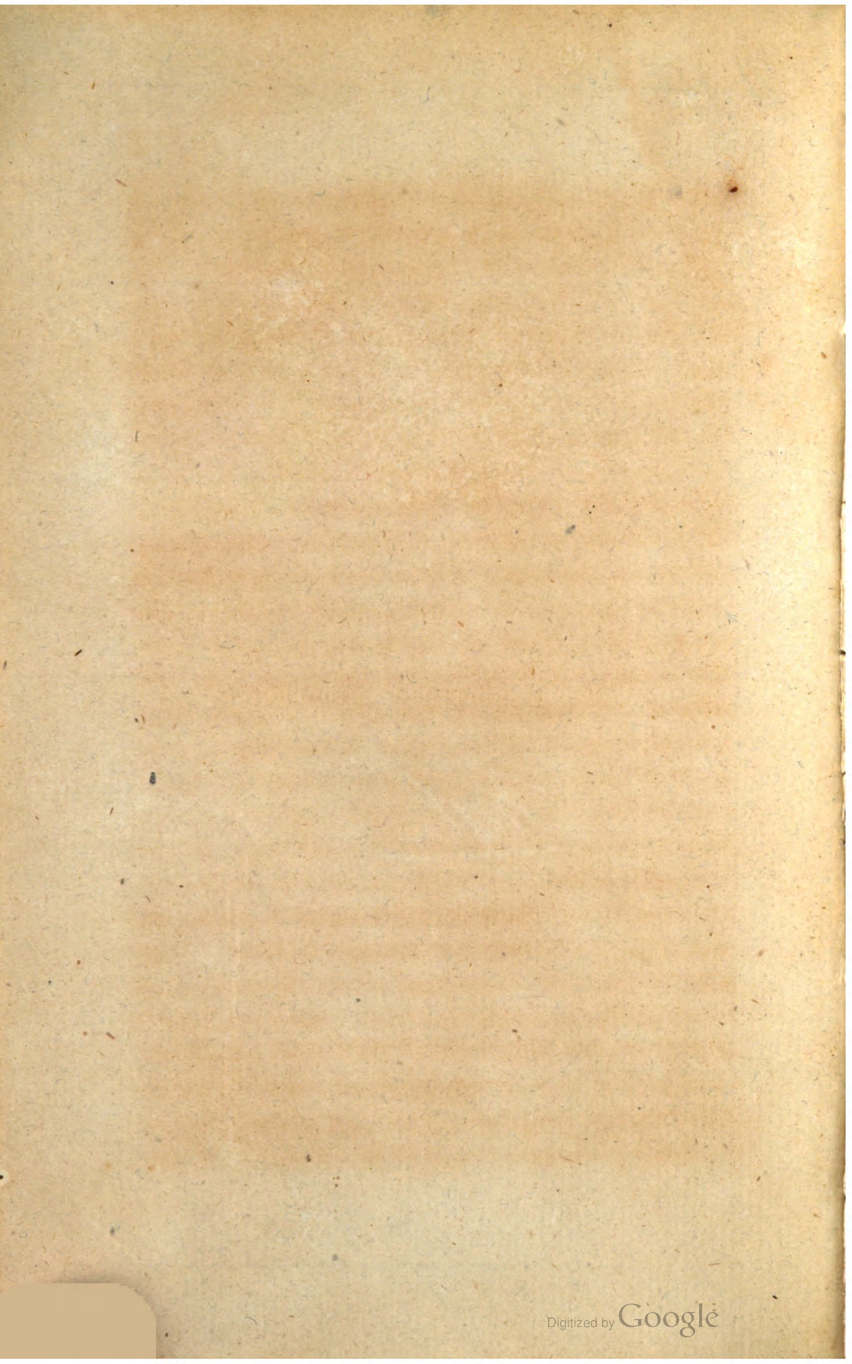







From the Income of
the Bequest of
WALTER W.
NAUMBURG '89
1564
1616
NON
SANZ
DROICT





Der Bergmann.

Erzählung aus dem nordungarischen Leben.

Von

Otto Freiherrn v. Hingenau.

Zweiter Band.

Pesth.
Gedruckt bei Landerer und Heckenast.
1844.

XIII.

Ziemlich schnell hatte sich die Kunde von den Ereignissen an der Clementi-Grube verbreitet, und da Rohrbach manchen persönlichen Freund in Leutschau hatte, so diente das Geschehene nur dazu, seinen vortheilhaften Ruf in ein noch helleres Licht zu setzen. Zu dem traten andere Umstände, die sein nunmehriges Erscheinen in der Stadt bedeutender und wichtiger machten, als er sie zu glauben geneigt war. Berechtigten gleich die in jüngster Zeit gemachten Funde zu den schönsten Hoffnungen, so hatte doch begreiflicher Weise das Gerücht seine alles vergrößernde Macht auch daran geübt und der Besitzer einer, wie die Sage ging, übernatürlich gesegneten Grube konnte nicht umhin, die Erwartungen der Stadt in mannigfacher Beziehung zu spannen. Zwar verloren sich bald mehrere der abenteuerlichen Gerüchte, als Friedrich ankam und ein nettes, aber kleines Landhaus, gleich außer den Thoren bezog, auch außer Reinhardts Hause anfangs kein anderes besuchte und oft drei ganze Tage der Woche, oft selbst mehr, abwesend war. Doch man begnügte sich nicht, lange diesem Treiben des Neuangekommenen blos zuzusehen; man fing an, ihn

nach und nach mehr und mehr in die Zirkel der Gesellschaft zu ziehen, und der junge Mann hatte um so mehr Erfolg, als er bescheiden und artig, wohlgebildet und der Besitzer eines kleinen Eldorados war, wie man die Clementi-Grube zu nennen beliebte. Für Friedrichen, dem es neu war, sich in der Gesellschaft ausgezeichnet zu sehen, hatte die erste Zeit viel Unangenehmes und seine Ritte nach der Grube, auf denen er stets auch seinen Besuch in Bobersdorf machte, wurden ihm eine Art von Erholung nach den Beschwerden des ungewohnten geselligen Lebens. Doch kaum war der erstere Sturm vorüber, als er anfing sich seinen neuen Aufenthaltsort nach eigenthümlichen Bedürfnissen auszustatten. Nebst manchen, längere Zeit in Kisten und Kasten vergrabenen Büchern und Instrumenten stieg auch die seit einiger Zeit außer Aktivität gesetzte Flöte an's Tageslicht. Etwas Uebung setzte ihn bald wieder auf den zuvor behaupteten Standpunkt auf diesem Instrumente.

Im Reinhardt'schen Hause spielte er öfter, denn dort war er ja bekannt genug und hatte schon früher Clotilden begleitet, wenn sie am Piano saß. Musik und die ihn umrauschende große Welt der kleinen Stadt wirkten mannigfach auf ihn ein; seine Menschenscheu verlor sich allgemach und die stete Zerstreuung übte einen erheiternden Einfluß auf seine Seele. Auch sein durch die Arbeiten und Sorgen der jüngst verflossenen harmvollen Periode angegriffener Körper erholte sich zusehends und die Familie Claudius, die er fast jede Woche auf einen Tag besuchte, bemerkte mit Vergnügen sein von Besuch zu Besuch sich besserndes Aussehen, so wie auch, daß geistig eine vor-

theilhafte Veränderung mit ihm vorgegangen war. Die angenehme und behagliche Lage, in die er sich nun versetzt fühlte, hatte die sonst auf seiner Stirne ruhenden Wolken größtentheils verjagt; da sich einerseits Vergnügungen und Besuche häuften, die dadurch sich drängenden Geschäfte hinlänglich Beschäftigung für die übrigen Stunden gaben, und der wöchentliche Ausflug zur Grube, verbunden mit dem Besuche in Bobersdorf, versah ihn mit jener körperlichen und geistigen Aufregung, die er nothwendig hatte, um durch die Flachheit des ihm noch neuen Conversationslebens nicht ermüdet zu werden. Hätte nicht immerfort im Innern seiner Seele jene geheime Leidenschaft fortgeglimmt, die seit mehr als einem halben Jahre die beständige Beherrscherin aller seiner Ideen und Pläne gewesen, er hätte sich in seiner nunmehrigen Stellung zufrieden und glücklich fühlen müssen. Allein er war mit sich selbst so wenig zufrieden und im Reinen, als die Leutschauer mit ihm; denn man erwartete von dem jungen, so plötzlich reich gewordenen Gewerken einigen Aufwand und etwas tolle Streiche, allein vergebens; die Mütter und Töchter der besten Häuser der Stadt suchten umsonst ihn dauernd in ihre Nähe zu ziehen; er war unempfindlich und nicht selten sprach man von ihm unter dem Namen des steinernen Gastes. Daß er von allen Mädchen Clotilde Reinhardt noch am meisten auszuzeichnen schien, hatte wenig zu sagen; denn man wußte, daß er im Reinhardtschen Hause schon früher wohl bekannt war und zudem war sie schon seit ein paar Monaten die erklärte Braut des Herrn v. Farkas, der sich auch nicht mehr bewogen

fand, Friedrichen mit mißgünstigem und eifersüchtigem Auge zu betrachten. Die Vermählung sollte erst in einigen Wochen Statt haben und um der Freundin in der letzten Zeit ihrer Brautschaft Gesellschaft zu leisten, kam Bertha Claudius bis zur Vermählung in die Stadt. War Friedrich zuvor schon häufig bei Reinhardts zu treffen, so war es jetzt noch viel öfter und es entging den übrigen Damen keineswegs, daß sich Bertha und der junge Deutsche ohne viel Worte untereinander vollkommen gut verstanden. War gleich Friedrich in Gesellschaft und bei Unterhaltungen nicht beständig an ihrer Seite, so bemerkte man doch bald, daß er mit ihr in einer Weise zu sprechen pflegte, wie mit keiner der übrigen Damen: mit ihr sprach er selten vom Wetter oder von Spaziergängen; es waren tiefere, allgemeinere Gegenstände, die den Kern ihrer Unterredungen ausmachten; es war unschwer zu bemerken, daß wenn Friedrich in Gesellschaft irgend ein interessanteres Thema besprach, er sich fast ausschließend an Bertha wandte, und sie ihn eher zu verstehen schien, als die ganze übrige Gesellschaft. Was brauchte es in einer kleinen Stadt mehr, um sich des jungen Mannes Gleichgültigkeit gegen die eingebornen Damen und seine so häufigen Ausflüge in leicht zu errathender Weise zu erklären? Die bisherige Kälte des „steinernen Gastes“ war somit anscheinend hinlänglich begründet und die Zungen der Stadt Leutschau waren eifrig beschäftigt, die neuen Entdeckungen Betreffs ihres neuen Mitbürgers zu besprechen und zu glossiren. So standen die Sachen ungefähr zwei Monate nach Rohrbachs Ankunft in Leutschau; mittlerweile war der Mai schon ziemlich

vorgeschritten und nach und nach leerten sich die Städte, das Land und die Badeorte mit der Elite ihrer Bewohner überströmend; denn die Jahreszeit lockte auf's Land zu Lust- und Badereisen!

Um diese Zeit erhielt er folgenden Brief von **Szentimre**: „Lieber Freund! Ich bevollmächtige Dich für ein paar Monate unumschränkt bezüglich aller Grubengeschäfte, denn ich verreise und zwar schon morgen. Mein Oheim nämlich, der so wie voriges Jahr die Badekur in Ischl brauchen will, hat mich überredet, ihn auf dieser Reise zu begleiten und da ich zufällig eben nichts Allzuwichtiges zu Hause zu thun habe, entschloß ich mich leicht, seinem Antrage Folge zu leisten. Mir ist leid, daß die Abreise schon auf morgen festgesetzt ist, denn sonst würde ich Dich noch zuvor besucht haben. Doch ich thue es sicher, wenn ich zurückkomme. Unterhalte Dich in der Zwischenzeit gut — und schaue den schönen Zipserinen, Deinen Landsmänninen, in gewisser Beziehung nicht allzutief in die Augen!! Schade, daß Du uns nicht begleiten kannst! Mein Onkel, meine Cousine und wir zwei — das gäbe in der That eine allerliebste Reisegesellschaft! Oncle grüßt und läßt keine Entschuldigung mehr gelten, wenn Du nicht nach unserer Rückkehr auf einige Zeit nach **Három Fölgyes** kommst, und in der That, bei der charmanten Ordnung, in welcher unsere Geschäfte gehen, sehe ich nicht ein, warum Du nicht auf ein paar Wochen Dich entfernen könntest. Wir erwarten Dich daher bestimmt im Juli und bis dahin lebe wohl! Hast Du etwa Geschäfte oder sonstige Aufträge in Deine Heimath, so mache mir's brief-

lich zu wissen. Oncle und Cousine grüßen Dich. Lebe wohl!«

Von neuem berührte dieser Brief Saiten in Friedrichs Brust, die er selbst nur ungern aus ihrer Ruhe erweckte. Mit der bei jeder solchen Gelegenheit neu angeregten Leidenschaft verband sich auch stets ein nicht ganz zu unterdrückender Hauch von Eifersucht. Denn wenn die Liebe zweier Personen wechselseitig und einander bekannt ist, mag Eifersucht von Mangel an Vertrauen zeigen; in diesem Falle konnte dies nicht gelten. Wer liebt, ohne sich der Gegenliebe versichert zu wissen — ist nothwendigerweise eifersüchtig, und zwar um so mehr, je mehr er von Natur aus bescheiden und anspruchslos ist. Doch je mehr seine Liebe zu Etelka vom Schicksal bedroht wurde, um so mehr ward es ihm Bedürfniß, sich an Bertha anzuschließen, als wollte er in der Freundschaft Ersatz für das suchen, was ihm in der Liebe versagt wurde. Das Bedürfniß nach einem fühlenden und mitfühlenden Herzen war seit dem Entstehen jener Leidenschaft in ihm erweckt und täglich gesteigert worden. Von allen Menschen, die ihn umgaben, wäre vielleicht der einzige Szentimre geeignet gewesen, sein Vertrauen zu erwecken; allein eben dieser war ja sein Nebenbuhler, war die Hand des Schicksals, die kalt zwischen ihn und seine Liebe griff. Wie ganz anderes Bertha; unbetheiligt bei den Ereignissen, die in seiner Gegenwart und Zukunft Einfluß nahmen, anziehend durch die angenehme Außenseite und das Eigenthümliche — halb Melancholische, halb Sanguinische ihres ganzen Wesens — interessant durch Geist und hohe, in ihren Verhältnissen nicht ganz

gewöhnliche Bildung, hatte sie gleich anfangs nicht verfehlt, auf des jungen Mannes Gemüth einen tiefen Eindruck zu machen; nach und nach entstand Achtung und jenes Vertrauen, das sich zwischen geistigverwandten Seelen leicht bildet, besonders wenn Verstand und Gemüthlichkeit vorherrschen, statt daß, wie meist in der Liebe geschieht, Phantasie und Ungestüm die Zügel ergreifen. In dieser Art hatte sich sein Verhältniß zu Bertha ausgebildet, und er war nun bereits gewohnt, in ihr seine aufrichtige und wohlwollende Freundin zu erblicken, und dachte nicht daran, daß man sein Benehmen ganz anderen Beweggründen zuschreiben könne. Die in dem socialen Verkehre dem „Qu'en dira-t-on" zu bringenden Opfer waren ihm unbekannt, und war einmal seine Schüchternheit unter Menschen überwunden, so überließ er sich ganz sich selbst. Es gab daher — nachdem er die ersten paar Wochen überstanden — keinen angenehmern und beliebtern Gesellschafter in Leutschau als Friedrich, da von der den freien Gang der Conversation hemmenden Ziererei und Zurückhaltung nichts an ihm zu verspüren war. Nur als Bertha durch ihren Besuch bei Clotilden Reinhardt den Kreis der Gesellschaft vermehrte, fing man an, von verschiedenen Seiten den jungen Deutschen minder interessant als zuvor zu finden, theils weil er in der That nicht mehr so ganz der Gesellschaft angehörte, wie zuvor, theils auch, weil man die Aufmerksamkeit, die er gegen Fräulein Claudius zeigte, von mancher Seite mit mißgünstigen Blicken betrachtete. Doch war man noch nicht ganz im Reinen, und so mancher Schönen leicht gewobenes Netz blieb ausgespannt, um

den vielleicht nur auf kurze Zeit um eine Feldblume schwärmenden Falter bei erster Gelegenheit seiner ferneren Freiheit zu berauben.

Die schöne Jahreszeit veranlaßte selbst Jene, die nicht Landleben und Badunterhaltungen aufsuchten, zu Ausflügen in die Umgegend und es wäre überflüssig, so manche Partie nach Lublau oder nach dem Zipserschlosse u. dgl. zu berühren, die heiter und bewegt ausfielen, wie fast immer, wenn eine sich unter einander wohl bekannte Gesellschaft, in der es an jungen Leuten nicht fehlt, sich zusammenfindet. Da jedoch gegen Mai die Witterung besonders angenehm wurde und längere Dauer versprach, veranstaltete der alte Reinhardt einen großen Ausflug für eine ganze Woche. Die Familie Reinhardt, Bertha, Farkas nebst zwei befreundeten Familien und mehreren jungen Männern machten die Gesellschaft aus. Da man jedoch erst in drei Tagen aufbrechen wollte (die Herren hatten nämlich noch mancherlei in Ordnung zu bringen), benützte Friedrich einen Ausflug nach seiner Grube, wo er für die Zeit seiner Abwesenheit Anordnungen zu treffen hatte, um auf Frau Reinhardts Begehren auch Tinchen Claudius abzuholen, die sich ganz kindlich und kindisch freute, zu dieser Lustfahrt mitgenommen zu werden. Der Operationsplan für diese Jubelwoche war beiläufig folgender: Man sollte sich vorerst nach Schmöks, einem Badeorte in den Karpathen, verfügen, diesen zum Hauptquartier bestimmen und von da aus kleinere Partieen in die Karpathenthäler und die Liptau unternehmen. Etwaige Abweichungen von dem Generalplane, die sich gelegentlich

ergeben könnten, waren von dem jedem pedantischen Vorausbestimmen abgeneigten Herrn Reinhardt keineswegs ausgeschlossen.

Man fuhr zeitlich am Morgen von Leutschau ab, in mehrere Wagen vertheilt, die ein wenig mit einander contrastirten. Reinhardts große Kalesche von vier Bauerngäulen gezogen, denn er schonte seine eigenen Pferde, eröffnete den Zug; hierauf folgte eine elegante Pritschka, beide den ältern Theil der Gesellschaft in sich einschließend, die vier nachfolgenden leichten offenen Wägelchen, gelenkt von Farkas, Rohrbach, und ein paar andern jungen Leuten, enthielten die Mädchen, die auf den weichen, mit Bärenfellen bedeckten Sitzen ganz behaglich saßen und unter einander schäkerten, nicht ohne auch die auf dem Vordersitze mit Zügel und Peitsche beschäftigten Herren gelegentlich in ihre muntere Unterhaltung einzuschließen. Da Rohrbach Tinchen Claudius zu dem Ausflug abgeholt hatte, betrachtete er sich gleichsam als ihren Beschützer und Ritter, daher er auch in seinem Fuhrwerke Tinchen mit Kálmánffy's Schwester hatte. Kálmánffy saß mit ihm auf dem Bocke. Bertha und Clotilde fuhren miteinander in der leichten Equipage Farkas's und in ähnlicher Art vertheilt die Uebrigen. Da man in Käsmark Halt machte, weil Reinhardt einen Freund besuchen wollte, kam man erst ziemlich spät Nachmittags in Schmöks an. Rohrbach war durch den Anblick dieses so hoch im Gebirge liegenden Badeortes überrascht, doch da nur sehr wenig und zwar meist hölzerne Wohngebäude vorhanden sind, hatte man gegründete Ursache Herrn Reinhardts Vorsicht zu loben,

der schon einige Tage vorher Wohnungen bestellt hatte. Freilich war auch damit nur so viel geholfen, daß die sämmtlichen Reisenden in ein etwas ober dem Gesellschaftssaale liegendes Badhaus einquartirt wurden, wobei die hölzernen Badekammern die Stelle besserer Appartements vertreten mußten. Allein man war auf Alles das gefaßt, denn die Meisten kannten Schmöcks bereits und auch Friedrich, dem beim ersten Eintritt sich unwillkürlich ein Vergleich mit den eleganten Badeorten seiner Heimath aufdrängte, fand sich mit Leichtigkeit darein, da er sah, daß es Niemanden einfiel darüber zu murren; denn er für seine Person war gegen alle Beschwerden abgehärtet. Es war eben noch Zeit genug, nachdem man sich's in den kleinen Badekammern so wohnlich als es nur ging eingerichtet hatte, in den Salon zu gehen, d. h. in ein großes hölzernes Gebäude, das eine sehr große und hohe Stube enthielt, die den Badegästen als Speise- und Conversations-Saal diente.

Eine gegen die Ebene hinausgerichtete Terrasse oder hölzerne Gallerie war eben jetzt der Aufenthalt der Gäste, die der herrliche Abend in's Freie gelockt. Reinhardts Gesellschaft fand hier einige Bekannte und der freie, offene Ton, der unter den Badegästen im Allgemeinen herrschte, gefiel Friedrichen sehr, der sich oft in größern und elegantern, dafür aber auch steifern und ceremonielleren Badeorten gräßlich gelangweilt hatte. Man besprach sich mit den schon längere Zeit hier Verweilenden über die Wahl der in's Gebirge zu machenden Ausflüge, so wie über die Anstalten dazu. Da man der Damen wegen zu Pferd dieje-

nigen Thäler und Partieen besuchen wollte, die in dieser Art zugänglich sind, und das Herbeischaffen der erforderlichen Klepper bis morgen nicht mehr möglich war, verschob man den Ausflug um einen Tag und die Herren begaben sich den nächsten Morgen allein auf die Jagd. Den Vormittag über war die zurückbleibende Gesellschaft theils am Brunnen, theils im Parke zerstreut, und als sie zur gemeinsamen Mittagstafel sich im Salon einfanden, forderte der weibliche Theil derselben die wenigen Herren, die dem Jagdvergnügen widerstanden, auf, sie Nachmittags auf einem Spaziergange zu begleiten, was auch mit Vergnügen angenommen wurde. Die wenigen Herren vertheilten sich so gut es ging unter die Damen; Clotilde, Bertha und Tinchen, die mit einander gingen, wurden von einem Offiziere einer der naheliegenden Garnisonen umkreis't und begleitet, der sich alle Mühe gab, recht liebenswürdig zu sein und es um so weniger wurde, je sichtbarer er sich bestrebte. Seine Eitelkeit war durch die Art, wie die beiden erwachsenen Mädchen, denn Tinchen, als Kind, war nicht mit in den Kreis seiner Liebenswürdigkeit eingeschlossen, seine Galanterien aufnahmen, gekränkt. „Entweder waren dies die kältesten Wesen, die er je gesehen, oder ein Glücklicherer als er war ihm zuvorgekommen, ihm, dem unüberwindlichen Dragonerrittmeister; dem Helden der Boudoirs und der Reitschule! Obwohl dadurch geärgert, konnte er sich doch nicht entschließen seine Damen zu verlassen, wenngleich diese ihn des Ritterdienstes gern enthoben hätten, denn er mußte beobachten, und das ihm unerhörte Ereigniß, daß zwei weibliche Herzen seiner

Taktik Hohn sprachen, bis auf den letzten Grund erforschen. Wenn die Gesellschaft an einem Orte, um auszuruhen oder auch um untereinander zu plaudern, anhielt, versäumte der Rittmeister nicht, sich an dem Weihrauch zu laben der ihm von dem größten Theile der übrigen Gesellschaft gespendet wurde. Denn er war schon ein paar Wochen im Bade, und hatte sich — man wußte nicht recht wie —? ein gewisses Ansehen und eine gewisse Beliebtheit unter der Damenwelt erworben, die ihn gleichsam zum „Löwen" der Saison machte. Er war in der That ein schöner Mann und verband den Ton der feinen Gesellschaft gleich vielen Offizieren mit einem ganz eigenen militärischen Wesen, das bei einem Theile des schönen Geschlechtes Glück macht. — Als sie — vielleicht eine Stunde vom Badeorte entfernt — ein Weg, wozu man den häufigeu Unterbrechungen wegen zwei Stunden gebraucht hatte — an einem vorragenden Punkte des Gebirgs angekommen waren, von wo aus sich eine der schönsten Ansichten der Zips darbietet, beschloß man hier den Sonnenuntergang abzuwarten, und setzte sich zur mittlerweiligen Conversation auf eine große Rundbank, die auf diesem vielbesuchten Plätzchen angebracht war; einige der älteren Damen zogen ihren Strickstrumpf aus dem Beutel; der Rittmeister ergriff den Faden der Unterhaltung, und gab seinen etwaigen Gönnerinen Gelegenheit, ihn in mannigfacher Beziehung zu bewundern. Allmälig aber streiften immer längere Schatten in die Ebene hinein, heller glänzten die Saaten und die Gipfel der um- und gegenüberliegenden Berge brannten in immerzunehmender Abendröthe.

Da fiel in kleiner Entfernung ein Schuß — einige der Damen schraken zusammen, und der Rittmeister griff mit der Frage: Was ist das? an den Säbel und sah mit einer Eisenfressermiene im Kreise umher; doch noch ehe ein besonneneres Glied der Gesellschaft ihm über den wahren Grund jenes Allarmschusses Auskunft zu geben Zeit hatte, traten schon aus dem Walde Farkas, Kálmánffy, Rohrbach und die anderen Jäger, die am Morgen ausgezogen waren; bald nach ihnen kam noch einer, der weiter oben seine Flinte ausgeschossen hatte.

Bei diesem Erscheinen konnten Bertha und Clotilde ein leichtes Lächeln nicht bemeistern, das über ihre Züge flog; der Rittmeister, der es bemerkte, zog seine schwarzen Augenbraunen zusammen, und begann ohne auf die ankommenden Herren zu achten, mit einem andern Fräulein ein Gespräch. Es war Zeit nach Hause zu gehen, und durch die Jäger verstärkt brach man auf. Der Rittmeister war nun in anderer ihm behaglicherer Gesellschaft und Bertha und Clotilde entbehrten sein Geleite recht gern, denn mit ihnen waren Rohrbach und Farkas, und der heitere Kálmánffy tändelte von Zeit zu Zeit mit Tinchen. Der Abend wurde im Salon sehr angenehm beschlossen, doch kam kein Spiel oder Tanz zu Stande, denn der Rittmeister, der dies anzugeben pflegte, war verstimmt und schien die Berührung mit den Jägern des heutigen Tages vermeiden zu wollen.

Den nächsten Morgen fand der besprochene Ausflug nach dem großen Kohlbachthale Statt, an welchem jedoch der Rittmeister keinen Antheil nahm. Man war insgesammt zu Pferde, und kehrte mit dem Erfolge des Unter-

nehmens zufrieden und sehr vergnügt gegen Abend zurück; denn man hatte unweit des Kohlbacher Wasserfalles im Freien Mittag gehalten, um die Damen durch einen zu langen Ritt nicht allzusehr zu ermüden. Doch fühlten sich diese eben nicht versucht nach ihrer Rückkehr den Salon zu besuchen, daher an diesem Abend die Herren bald allein darin zurückblieben. Die meisten derselben hatten sich zum Spiele gesetzt und man hörte bald nichts mehr als das Klingen der Geldstücke und einzelne durch den Wechsel des Glückes angeregte Ausrufungen. Einige der übrigen standen unweit des großen Spieltisches um ein Tischchen versammelt, an welchem Rohrbach und Kálmánffy Schach spielten. Ersterer saß mit dem Rücken gegen den Spieltisch gewendet, und beachtete gar nicht, daß knapp hinter ihm des Rittmeisters Platz sich befand, bis als sich allgemach unter den Spielenden mit dem Zunehmen der geleerten Flaschen auch die Gesprächigkeit zunahm. Auch da würde er auf sein dos-à-dos kaum geachtet haben, denn er war im besten Zuge seinem Gegner bei erster Gelegenheit Schach und matt zu geben, hätte nicht das Gespräch des Nachbartisches eine für ihn keineswegs mehr gleichgültige Wendung genommen.

Man hatte nämlich angefangen, die Badegesellschaft Musterung passiren zu lassen, und befaßte sich ziemlich, natürlicher Weise hauptsächlich mit dem weiblichen Theile derselben. Der Rittmeister war insbesondere scharf in seinen Urtheilen, und Friedrich, der ahnen mochte, was noch zur Sprache kommen werde, wurde immer zerstreuter und gab seinem Widerparte verschiedene Blößen. Dieser rückte

ihm immer näher an den Leib, und nahm eben mit einem kühnen Zuge die seinen König schon seit lange bedrohende feindliche Königin, als am Nebentische der Rittmeister mit — fast schien es absichtlich — verstärkter Stimme die Worte sprach: „Am lächerlichsten finde ich jedoch die Prüderie dieser geistreich sein wollenden Pfarrerstochter — Claudius, glaube ich, heißt sie — die im Grunde eine Erzkokette ist und die, obschon sie noch immer ganz entsetzlich zimperlich thut, doch vor einigen Jahren, als ich als Lieutenant in einer andern Gegend lag, ein ganz kurioses Verhältniß mit einem Fremden hatte, der sich als Hausarzt eines Magnaten in dem Schlosse aufhielt und sich zugleich vom Sohn des Hauses zu *** machen ließ. Sie thut auch, als kennte sie mich nicht, obwohl ich sie öfter gesehen — allein die Erinnerung an ihre damaligen Verhältnisse mögen eine gegründete Ursache sein, mich nun zu ignoriren.“ — Friedrich hatte während dieser Rede mechanisch einen Zug gemacht, auf den ihn sein Gegner alsogleich Schachmatt setzte, doch ohne dies zu bemerken, sprang er, als der Rittmeister ausgesprochen, hastig auf, und sich neben ihn stellend, begann er mit gewaltsam gepreßter Stimme und erzwungener Ruhe, der seine flammenden Augen und das Zucken seiner Lippen widersprachen: Als Offizier und Mann von Ehre werden Sie wahrscheinlich im Stande sein, eine Aeußerung, die die weibliche Ehre so nahe betrifft, gründlich zu beweisen, und ich ersuche Sie darum, da ich, als zur Gesellschaft dieses Mädchens gehörend, und als Freund ihres Vaters mich verpflichtet fühle, dieselbe zu vertreten. — „Ich bin“ — erwiederte

der Offizier, „über meine Worte und Ansichten Niemand, am allerwenigsten einem solchen Damenritter höchsteigener Creation Rechenschaft schuldig, wohl aber würde ich mich fast etwas versucht fühlen, über Ihre eben abgehaltene Rodomontade nähere Aufklärung zu fordern, wenn ich wüßte, wen ich das besondere Vergnügen habe gegen mich in die Schranken treten zu sehen.“

„Das soll Ihnen nicht vorenthalten werden;“ erwiederte Friedrich, und verließ schnellen Schrittes den Salon. Eine helle Lache des Rittmeisters folgte ihm nach. Kálmánffy eilte hinter ihm drein, und auch die übrige Gesellschaft war durch den unangenehmen Zwischenfall in ihrem Vergnügen gestört und verlor sich nach und nach.

Der Rittmeister war kaum auf seinem Zimmer angekommen, als Kálmánffy eintrat und ihm schweigend ein Billet überreichte. — „Sie kennen den Mann?“ fragte, nachdem er das Siegel erbrochen und den Inhalt durchflogen. — „Ich zähle ihn zu meinen Freunden,“ war die Antwort. — „Gut!“ versetzte kalt aber höflich der Rittmeister, „wollen Sie sich's einstweilen bei mir bequem machen, ich gehe nur auf einen Augenblick zu meinem Stubennachbar hinüber, und bitte ihn mir in diesem Augenblicke einen ähnlichen Dienst zu erweisen, wie Sie Ihrem Freunde; hierauf überlasse ich Ihnen die Sache mit ihm weiter zu besprechen!“ — Und in der That kehrte er auch bald mit der Nachricht zurück, daß sein Freund Herrn v. Kálmánffy zu fernerer Rücksprache erwarte. Im Hinausgehen aber sagte er zu ihm laut und mit besonderer Betonung. „Wir brechen vor Tage auf, sonst ist nichts mit

der Jagd!“ und seinem Burschen rufend, befahl er ihm, Flinte und Jagdgeräth für morgen früh in Bereitschaft zu halten.

Mit Ungeduld erwartete Rohrbach die Zurückkunft Kálmánffy's. Ein angefangener Brief lag auf dem Tische, er ging mit hastigen Schritten in der Stube auf und nieder, in trübe Betrachtungen versunken. Nun? fuhr er dem Eintretenden entgegen, als Kálmánffy von seiner Mission zurückkehrte.

„Alles in der Ordnung!“ rief ihm dieser entgegen. „Wir gehen morgen mit dem Frühesten anscheinend auf die Jagd, das Uebrige gibt sich. Ich nehme meine Pistolen mit; ehe man uns in Schmöks vermissen kann, ist alles abgemacht.“ Sind Sie vorbereitet. — „Ja!“ entgegnete dieser trocken, „ich werde nichts schreiben. Meine letzte Willensmeinung liegt in wenigen Zeilen auf dem Tische; wenn ich nicht im Stande sein sollte, so melden Sie Herrn v. Szentimre das Vorgefallene. — — „Sie sind aufgeregt, Freund“ — fiel ihm Kálmánffy ein — „trachten Sie sich zu beruhigen; versuchen Sie zu schlummern, Sie müssen morgen vollkommen bei sich sein.“ — „Die Sache regt mich auf, nicht das, was ich vorhabe. Von was für Leuten hängt doch der Ruf eines Mädchens ab.“ Ein einziges Wort, das einem solchen Bramarbas nicht mehr als einen Hauch kostet, kann Zukunft, Glück und Ehre eines trefflichen Wesens vernichten. Und ach! wer weiß, nützt ihr vielleicht das Opfer, das ich ihrem Rufe zu bringen bereit bin, oder vermehrt es nicht sogar das Gerede? und dennoch wäre ich ein niederträchtiger, ehrloser Schurke,

hätte ich gelassen anhören können, wie ein prahlender Bursche eines der achtungswerthesten Geschöpfe verunglimpft. — Glauben Sie mir, Freund! es ist nicht die erste Affaire dieser Gattung, die mir vorkommt, obwohl die erste um eines Weibes willen. Zweimal habe ich mich zu Heidelberg eines thörichten Wortstreites wegen geschlagen. Ich weiß mich dabei zu benehmen, und kenne da keine Besorgnisse, als daß das Opfer — vielleicht meines Lebens — umsonst sein könnte. Doch nein! Kálmánffy, Sie sind ein Freund des Hauses Reinhardt, Sie wissen, wie nahe sich Clotilde und Bertha stehen, — reinigen Sie Bertha's Ehre — fordern Sie Beweise oder Widerruf, — retten Sie den guten Namen eines ehrlichen Mädchens! Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe, somit gute Nacht!

Ich gebe Ihnen Wort und Hand darauf; ich will, wenn es Ihnen nicht gelingt, den bösen Schwätzer zur Ruhe oder zum Geständniß seiner Schurkerei bringen. Also bis auf Wiedersehen morgen früh. — Gute Nacht!

XIV.

Am nächsten Morgen, ehe noch die übrigen Badegäste ihre Kammern verließen, schlugen vier Herren in Jagdkleidern den Weg nach dem Walde ein, auf dem schmalen Fußwege hintereinander einhergehend, lautlos, ohne ein Wort zu wechseln. Eine halbe Stunde vom Bade auf einer Waldblöße, wo man am wenigsten eine Unterbrechung zu fürchten hatte, machten sie Halt. Die Gewehre wurden an Bäume gelehnt und Kálmánffy zog aus seiner Waidtasche ein Paar Pistolen hervor, die sofort von ihm und seinem Mitsekundanten untersucht und geladen wurden. Hierauf versuchten beide die finster und schweigend einander gegenüberstehenden Gegner zu einer Ausgleichung zu bewegen, und Kálmánffy bemerkte gegen den Rittmeister, daß eine Begründung seines gestern ausgesprochenen harten Urtheils das ganze Uebel verhüten könne und ihm selbst wenigstens für den möglichen Fall wichtig sein würde, daß er den Zweikampf nicht überlebte, da ja seine eigene Ehre und der Ruf seiner Wahrhaftigkeit dadurch auf's Spiel gesetzt sei. Allein vergebens. Der Rittmeister wiederholte seine Aeußerung und erklärte sie ihm auch ohne Be-

weise nicht glauben zu wollen, fordere blutige Genugthuung, daher er von Ausgleichung nichts wissen wolle. „Eben so wenig ich“ — erwiederte Friedrich — „mein Wort gegen das Ihre, meine Kugel gegen die Ihrige? Schreiten wir zur Sache?“ Es war ausgemacht worden, daß das Duell auf Avanciren stattfinden solle und die beiden Gegner wurden in die gehörige Entfernung von einander gestellt. Das Zeichen ward gegeben, beide avancirten, langsamen, gemessenen Schrittes, die Waffe erhoben. Der Rittmeister, auf seine Uebung vertrauend, dachte seinem Gegner zuvorzukommen und drückte die Pistole noch in ziemlicher Entfernung los. Und in der That, er hatte gut gezielt, seine Kugel streifte Rohrbachs linken Arm; dieser aber, der seinen Vortheil nicht benützen wollte, erwiederte, ohne weiter zu avanciren, seines Gegners Schuß und glücklicher als dieser, denn der Rittmeister taumelte und sank mit einem Ausrufe zu Boden. Doch als man hineilte, schlug er bald die Augen wieder auf und griff nach der Brust, wohin die Kugel gedrungen, doch wie es schien ohne gefährlich zu verletzen, da die Respiration nicht bedeutend gehindert war. — Friedrichen seine Hand hinstreckend, sprach er: „Sie sind ein wackerer Mann; vergeben Sie meinen Uebermuth! Allein ich muß bekennen, daß ich nicht gerade bei Laune war, Ihrer barschen Aufforderung Folge zu leisten. Die Wahrheit des von mir Geäußerten kann ich Ihnen jedoch mit meiner Ehre verbürgen und ich könnte Ihnen mehr Zeugen nennen; doch ich kann nicht viel sprechen. Ich bedaure übrigens, daß Sie Ihren ritterlichen Sinn für einen unwürdigen Gegenstand verschwendet

haben.“ — Seine Stimme wurde schwächer, er war durch den Blutverlust erschöpft. Friedrich, dessen Arm sogleich verbunden worden war, stand nach den Worten des Verwundeten regungslos einen Augenblick vor ihm. Doch mit einer gewissen Heftigkeit sich aus der augenblicklichen Betäubung aufraffend, wandte er sich zu dem auf der Erde liegenden Gegner, den die beiden Sekundanten nothdürftig verbanden, mit den Worten: „Sie haben mir einen schönen Glauben geraubt — das vergebe Ihnen Gott!“ und die Flinte auf den Rücken werfend verschwand er in der Richtung des Fußwegs hinter den Tannen.

Die Entfernung der vier Pseudonimrode war in Schmöcks nicht lange unbeachtet geblieben. Ein paar der bei der gestrigen heftigen Scene gegenwärtigen Herren, die wohl ahnten, daß die Sache eine ernstere Wendung nehmen dürfte, hatten sogleich nach ihrem Erwachen nachzusehen geschickt, ob Herr von Rohrbach und der Rittmeister zu Hause seien. Auf die Antwort, sie seien schon vor einer halben Stunde auf die Jagd gegangen, erriethen sie leicht den Zusammenhang. Es war nicht mehr wahrscheinlich, daß es gelingen dürfte, das Uebel zu verhindern, allein möglicherweise konnte man die Folgen mildern. An der Quelle standen bereits einige Herren; man berieth sich in der Eile und beschloß zu Zweien nach verschiedenen Richtungen auszugehen, um möglicherweise Unheil zu verhüten oder bei etwa eingetretenem Unglücke baldige Hülfe zu bringen. Obwohl man die Sache, bis der Erfolg bekannt sein würde, den Damen verborgen halten wollte, gelang es doch einigen unter ihnen, die, durch das Zusammenstecken

der Köpfe aufmerksam gemacht, die Herren mit Fragen bestürmten, Einiges herauszubringen, wenigstens so viel, daß zwei Herren ausgegangen sind sich zu schlagen. Man gab keine weitern Auskünfte, sondern machte sich auf den Weg. Die eine Partie, die einen Wundarzt mit sich hatte, begegnete einige hundert Schritte ober dem Bade dem von der Waldblöße rückkehrenden Rohrbach, den sie sogleich anhielten und um den Ausgang fragten. — Er antwortete kurz und trocken: „Oben in der Waldblöße, die Sie wohl kennen, links vom Fußpfade finden Sie den Rittmeister; er ist verwundet, schaffen Sie ihn herab, und haben Sie die Güte, mein Gepäck noch heute nach Leutschau expediren zu lassen." Weitern Fragen ausweichend, indem er sie drängte dem Verwundeten zu Hilfe zu eilen, schritt er vorwärts und Schmöcks umgehend erreichte er in einer Stunde den Ort Völko, den ersten in der Ebene. Von der Wunde geschwächt und den körperlichen und geistigen Anstrengungen ermüdet, machte er hier Halt und verschaffte sich einen Wagen, um damit so bald als möglich Leutschau zu erreichen. Was er eigentlich beginnen wollte, war ihm selbst unbewußt, denn die letzten Worte des Rittmeisters hatten ihn tief ergriffen und fast die Möglichkeit geraubt weiter nachzudenken. Die Worte: „ich bedaure, daß Sie Ihren ritterlichen Sinn auf einen unwürdigen Gegenstand verschwendet haben," hallten noch immer in seinen Ohren. Die Behauptung war zu sicher, unter zu ernsten Umständen gegeben, als daß man mit Vernunft daran hätte zweifeln können. Also auch hier getäuscht! Wer im heiligsten und edelsten aller Gefühle — in der Liebe — unglücklich, auch

noch in jenen Wesen sich betrogen findet, denen er Achtung zollen zu müssen geglaubt, der verzweifelt leicht an menschlicher Tugend und Haß und Verachtung des ganzen Geschlechtes umnachtet die bitter gekränkte Seele. Wer in ähnlicher Lage den Glauben an die Menschheit rein bewahrt, der werfe den ersten Stein auf Friedrich, in dessen Herzen sich während der Fahrt der Gedanke immer mehr entwickelte, keinem Menschen und allerwenigstens einem Weibe zu vertrauen. Psychisch und physisch aufgerieben langte er in Leutschau an. Den folgenden Tag brachte er in abenteuerlichen Phantasien auf dem Krankenlager zu; das Wundfieber, durch die Fahrt und die ungeheure Aufregung seines Geistes gesteigert, drohte in eine schwere Krankheit auszuarten.

Der Rittmeister, dessen Wunde durchaus nicht gefährlich war, wurde nach Schmöcks gebracht und noch an demselben Vormittage war die Geschichte des Duells allgemein bekannt. Obgleich viele der Damen den Rittmeister sehr bedauerten, so fand doch Rohrbachs Benehmen bei den meisten Männern Beifall und ohne Zweifel würde der edle Ritter weiblicher Ehre auch bei den Damen mehr Anerkennung gefunden haben, wenn nicht ein paar Umstände ihm den Antheil derselben entzogen hätten. Erstens mochte nämlich der Vorzug, den er Bertha Claudius ziemlich deutlich zu geben pflegte, die Mißgunst der übrigen rege gemacht haben, und mehr als dieß mochte zweitens der Umstand dazu beitragen, daß die Aeußerung des Rittmeisters durch die nach dem Duell erfolgte Bestätigung, so wie durch das Einstimmen von ein paar Badegästen,

die sich gleichfalls erinnern wollten, vor einigen Jahren nicht das Beste über das Mädchen gehört zu haben, anfing wahrscheinlich zu werden. — Die Familie Reinhardt, die bei der Sache zu nahe betheiligt war, konnte sich nicht entschließen, bei so bewandten Umständen noch länger in Schmöcks zu bleiben; man trennte sich von der übrigen Gesellschaft und fuhr allein mit den beiden Mädchen Claudius nach Leutschau zurück. Bertha war sehr verändert; sie weinte nicht, aber starr und stumm saß sie im Wagen und in Leutschau angekommen, verlangte sie weiter nach Bobersdorf gebracht zu werden. Allein in einem solchen Zustande konnte Clotilde ihre Freundin unmöglich von sich lassen und halb durch Zureden, halb durch Gewalt ließ sie sich bewegen zu bleiben. Sie sprach nicht über die Sache, nur daß sie sich täglich, wenn Reinhardts geschickt hatten, um Rohrbachs Befinden zu fragen, um den Fortschritt seiner Besserung erkundigte. Im Uebrigen lebte sie in gewöhnlichem Gleise fort, spielte mit Clotilden auf dem Clavier und las mit ihr wie sonst. Nur wenn Gesellschaft kam, zog sie sich zurück und nie setzte sie den Fuß über die Schwelle. Der Garten war der einzige Ort, wo sie freie Luft genoß.

Doch die allgemeine Achtung, die das Haus Reinhardt genoß, verhinderte einen allzu üblen Einfluß des Geschehenen. Als Clotilde nach einigen Wochen so viel über die Freundin vermochte, daß sie der Gesellschaft nicht mehr ganz auswich und die zarte Behandlung, die ihr hier zu Theil wurde, das gebeugte Gemüth Bertha's wieder etwas erhob, stellten sich die Verhältnisse auch immer wieder mehr auf den alten Fuß her, nur vermißte man schmerzlich

Rohrbachs Abwesenheit, der durch eine langwierige Reconvalescenz an sein Zimmer gefesselt war. Vater Reinhardt so wie die jungen Männer seiner Bekanntschaft besuchten ihn öfter. Er war nach ihrer Aussage durch die Krankheit körperlich schwer angegriffen, doch, wie Alle übereinstimmten, auffallend lebhaft und aufgeräumt im Geiste. Doch nie sprach er von den Frauen; er fragte nicht nach ihnen und dankte nicht für ihre Nachfragen, was man ihnen jedoch weislich verschwieg. Wenn aber Vater Reinhardt mit seinem künftigen Schwiegersohne Farkas und Kálmánffy allein war und sie über den kranken Freund sprachen, schüttelte der biedere Greis seine grauen Locken und meinte: Rohrbachs lustige Laune schneide ihm durch's Herz; sein Lachen komme ihm unheimlich vor und sein ganzes Benehmen sei wesentlich verändert. „Ich fürchte, ich fürchte," schloß er dann mit bewegter Stimme, „das unselige Duell hat seine Seele mehr als seinen Körper verwundet. Der Himmel wolle Alles zum Besten lenken." Und die Besorgnisse des Alten waren in der That nicht aus der Luft gegriffen und in der Beurtheilung des jetzigen Zustandes seines jungen Frenndes hatte er nicht weit gefehlt. Friedrichs anscheinend heitere Laune war nichts Anderes als das bittere Lachen tiefer Kränkuug, arger Enttäuschung. Sein erstes Auftreten in der geselligen Welt, seine ersten Verbindungen mit dem andern Geschlechte, dem er so lange fern geblieben war, standen in ihrer ganzen Unglückseligkeit vor seinen Blicken. Die Geliebte seiner Seele, das Wesen, das er mit aller Glut eines noch jungfräulichen Herzens umfaßte, war ihm entschwunden und

unerreichbar — die Braut eines Andern — seines Freundes; und Die, die er geachtet und verehrt als traute Freundin vor Allen, die ihn umgaben, für die er Blut und Leben gewagt, stand nun vor ihm — eine Unwürdige, gebrandmarkt vor den Augen der Welt und seinen eigenen (so wie er glaubte). So war nach kurzer Glanzperiode der Stern des Glückes erloschen, der seit dem entdeckten Grubensegen über Friedrichs Dasein aufgegangen war. Mit je leichterem Sinne er sich an den Sonnenblicken eines freundlichern Schicksals gelabt, um so schwerer fiel es auf seine Seele, als von neuem Nacht hereinbrach über sein junges Leben; doch drückte sich sein Schmerz nicht in Klagen und Thränen aus, — die Enttäuschung war zu bitter; er suchte die Verzweiflung wegzuscherzen und je weniger es ihm gelang, um so wilder und schärfer wurden die Ausbrüche seiner unnatürlichen Heiterkeit! Seine Krankheit die ihn zumal durch eine so aufgeregte Stimmung in ihrem Besserungsgange aufgehalten, an die Stube gefesselt hielt, bewahrte ihn vor den gefährlichsten Folgen seines jetzigen Zustandes. Denn der Unerfahrene, der nach einigen kräftigen Versuchen mit eigener Hand das Schifflein seines Glückes zu steuern, vom Sturme des Lebens, der stärker ist denn er, an Riffe geworfen wird, verzweifelt am ersten, und Uebertäubung durch wüsten Genuß ist nur zu oft das letzte Mittel, in welchem er das unerträgliche Gefühl seiner vermeintlichen Vernichtung zu vergessen sucht.

Auf diesem Punkte war Friedrich jetzt, und daß er sich nicht blind in den Strudel der Welt stürzte, ward nur durch seine Krankheit verhindert. Noch immer hielt ihn eine

zurückbleibende Schwäche an sein Zimmer gefesselt, obschon er sich bereits mit seinen Grubengeschäften, insofern sie schriftlich abzuthun waren, emsig beschäftigte. Alles ging seinen guten Gang und Rohrbachs äußere Umstände besserten sich von Tag zu Tag. Obwohl die anfänglichen Gerüchte von dem unermeßlichen Reichthum der Grube sich wieder verloren hatten, da man sah, daß nichts geschah, was sie hätte bestätigen können, so galt doch nun, und zwar mit Recht, der junge Deutsche für einen wohlhabenden Gewerken. Darum auch lag dem alten Herrn Reinhardt viel daran, den jungen Mann an Leutschau zu fesseln, da seine günstigen Glücksumstände, seine Energie und Kenntnisse viel für den oberungarischen Bergbau versprachen. Er hielt dafür, daß es kein besseres Mittel gäbe als ihn zu verheirathen. Ein Unvermählter ist immer mehr oder minder unstät, besonders wenn er seinen Wohnsitz in der Fremde aufgeschlagen. Jetzt war ihm daher das letzte Ereigniß doppelt unangenehm, da er zu bemerken geglaubt hatte, daß seiner Tochter Freundin, die verständige Bertha, einen tiefen Eindruck auf seinen jungen Freund gemacht habe.

Freilich war ihm andrerseits auch nicht unerklärlich, daß die Worte des verwundeten Rittmeisters diese Liebe, wenn sie auch bestanden hätte, bedeutend geschwächt haben mußten; allein daß man einer so hingeworfenen Aeußerung unbedingt Glauben schenken und gleich verdammen müsse, wo ein Zweifel sich zeigt, schien dem alten, erfahrnen Manne nicht so ganz natürlich und er sann hin und her, um einen Grund für Friedrichs jetziges Benehmen zu finden. Endlich kam der Tag, an welchem der Genesende zum

erstenmale seine Stube verlassen durfte. Dankbarkeit und Schicklichkeit mußten ihn natürlich zuerst in Reinhardts Haus führen; mit wie schwerem Herzen er sich dazu entschloß, kann man sich vorstellen. In der Befürchtung, allein nicht im Stande zu sein all' die Gefühle zu bemeistern, die ihn beim Wiederzusammentreffen mit Bertha, die noch immer im Reinhardt'schen Hause weilte, erwarteten, ging er mit Kálmánffy hin, und zwar Nachmittags, eine Zeit, wo gewöhnlich Leute anwesend waren. Er raffte seine ganze Seelenstärke zusammen und betrat fest und anscheinend ruhig das Haus und das Empfangzimmer.

XV.

Bei seinem Eintritt kamen ihm Herr und Frau Reinhardt entgegen und bewillkommten den genesenen Freund mit alter gewohnter Herzlichkeit; Clotilde und Bertha waren eben nicht im Zimmer, daher hatte Friedrich Zeit, seine erste Rührung bei dem Wiedersehen der trefflichen, von ihm hochverehrten Frau Reinhardt zu überdauern; auch sie war tiefbewegt, denn sie hatte ihn seit seinem Duelle nicht mehr gesehen und fand ihn natürlich durch die Krankheit nicht zu seinem Vortheil verändert. Er hatte seinen Besuch nicht gemeldet, sondern unerwartet gemacht, weil er fürchtete, man würde wegen Bertha entweder versöhnende oder entfernende Maßregeln treffen, während er bei sich beschlossen hatte, äußerlich alles Vorgefallene zu ignoriren, wozu er sich Stärke genug zutraute. Er hatte kaum Platz genommen und noch ein paar Bekannte, die eben anwesend waren, begrüßt, als aus einem Nebenzimmer Hand in Hand Clotilde und Bertha traten. Erstere brach unwillkürlich in einen Laut des Erstaunens aus; Letztere grüßte, indem ihr alles Blut in die Wangen schoß, doch schweigend. Friedrich stand auf und verneigte sich stumm gegen

die Fräulein; doch auch er war nicht so unbefangen als er scheinen wollte; seine ohnedieß noch nicht gesunde Gesichtsfarbe war einer allgemeinen Bläſſe gewichen. Es entstand eine peinliche Pause, die jedoch Clotilde bald mit der Frage unterbrach, ob er Nachrichten von seinem Compagnon Szentimre habe. Denn sie vermied geflissentlich alles, was auf das Vergangene Bezug hatte, also auch jede Frage um den Stand seiner Gesundheit. — „Keine," war Friedrichs Antwort; „doch, glaube ich, dürfte seine Abwesenheit nicht mehr lange dauern; er ist schon nahe an zwei Monaten aus. Allein sein Stillschweigen befremdet mich!"

„Es kann ja möglicherweise ein Brief verloren worden sein," warf Herr Reinhardt dazwischen, und ihr Freund rächt sich nun für Ihr vermeintlich langes Schweigen durch dasselbe Mittel."

„Man sollte nie," versetzte Friedrich etwas bitter, „zwischen Freunden sich in der Art mißtrauen und allzurasch vergelten, was man oft mit Unrecht für Kälte in der Freundschaft hält. Ich dächte dazu wäre Zeit, nachdem man wenigstens einen Versuch zur Aufklärung des noch Unsichern gemacht hätte."

Doch als er diese Worte gesprochen, traf ihn ein vorwurfsvoller Blick Bertha's, der ihm durch die Seele ging. Er schwieg betroffen, denn fast wollte ihn bedünken, er habe ja selbst gegen Bertha nicht anders gehandelt; doch sogleich flüsterte ihm sein Stolz zu, er sei seiner Sache gewiß und dieser Vorwurf nichts als ein neuer Beweis von weiblicher Falschheit. Er fing von andern Dingen zu sprechen an und fragte einen der Anwesenden, der vor Kurzem

in Pesth gewesen, was es dort Neues gäbe. In Bertha's Augen trat eine Thräne, die sie jedoch zerdrückte; sie stand auf von einem Seitentische, ihr Arbeitskörbchen zu nehmen. Noch hatte sie kein Wort gesprochen. Die Unterhaltung wechselte, wie es zu geschehen pflegt, wenn es Gegenstände gibt, die man nicht gern berührt, rasch und unzusammenhängend und als Friedrich Miene machte, sich zu entfernen, eröffnete Herr Reinhardt feierlichst, daß nächste Woche die Vermählung seiner Tochter mit Farkas stattfinden werde und lud den jungen Mann ein, an diesem frohen Familienereignisse Theil zu nehmen. Friedrich versprach zu kommen und wandte sich mit einigen beglückwünschenden Worten an Clotilde, die er zugleich halbscherzend ersuchte, ihm eine Tour beim Tanze frei zu erhalten. Bertha stand neben Clotilden, — unmöglich konnte er, ohne unartig zu sein, an ihr vorübergehen; er wandte sich daher auch an sie mit gezwungener Gleichgültigkeit: „Sie werden natürlich die Vermählung Ihrer Freundin noch hier abwarten, Fräulein?" — „Ich reise den Tag darnach zu meinen Eltern zurück," war Bertha's tonlose Antwort. Friedrich empfahl sich; zugleich aber verließ Bertha durch eine Nebenthür die Gesellschaft, denn sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Auch Friedrich fühlte sich durch den Zwang erschöpft und schwächer als manche Tage zuvor. Bertha's festes Benehmen hielt er für das Läugnen einer unläugbaren Schuld; sie schien ihm mehr denn je der Gefühle unwürdig, die er für sie empfunden, die er noch nicht ganz aus seiner Seele verbannt hatte. Man kann oft einen Freund schnell gewinnen, aber schnell vergessen schwer!

Er legte sich ermattet zur Ruhe; sein letzter Gedanke war: es ist kaum möglich, daß sie unschuldig ist; sie hat mit ihrer anscheinenden Freundschaft Jagd auf mich gemacht und macht es noch, wie mir ihr heutiger Blick beweis't. Wie könnte es auch anders sein?

Friedrich besuchte wohl noch vor dem Vermählungstage Clotildens das Reinhardt'sche Haus ein paar Mal, doch traf er Bertha nie im Gesellschaftssaale. Einmal begegnete er ihr auf der Treppe; sie grüßten sich und schienen Beide reden zu wollen, denn sie blieben stehen; doch bald faßte sich Friedrich und schritt vorüber. So sehr hatte die erste Täuschung und seine Krankheit sein Gemüth erbittert, daß er auf die Aussage jenes Offiziers hin, die denn doch nur etwas lang Vergangenes betraf, das auch mit Ausnahme eines Liebenden einen andern Mann wenig affizirt hätte, fast alle Gesetze der Schicklichkeit hintansetzend, jenes Wesen nun absichtlich mied, dem er so viel schöne Stunden verdankte, für dessen Ehre er Blut und Leben gewagt. Das sind die Inconsequenzen eines mit sich selbst nicht im Klaren befindlichen Gemüthes, dem zu wenig Erfahrung zur Seite steht, um sich in dem Labyrinthe der Lebenstäuschungen zurechtzufinden. Alle Extreme führen zum Uebel. Hätte Friedrich jenes seltene weibliche Wesen weniger als Heilige verehrt, so würde er sich nun menschlicher und vernünftiger benommen haben. Bei seiner Denkweise, Leidenschaftlichkeit und Erfahrungslosigkeit war seine Handlungsweise, wenn auch nicht ganz natürlich, doch erklärlich.

So war mittlerweile der Tag herangekommen, an

welchem Farkas seine Braut zum Altare führen sollte. Friedrich und Bertha wohnten der Trauung bei; doch wurde Ersterer bald nach der Rückkehr aus der Kirche durch einen Zettel abgerufen, der ihm überbracht wurde. Er war von Szentimre, der eben angekommen vor Friedrichs Hause hielt. Er eilte hin, den Freund zu begrüßen, und wollte dann wieder zum Feste zurückkehren.

Victor von Szentimre empfing ihn herzlich; doch gleich nach den ersten Begrüßungen lud ihn Friedrich ein, doch in seinem Hause abzusteigen und auszuruhen, sofern er es nicht vorziehen sollte, mit ihm zum Hochzeitsfeste zu gehen. Victor aber schüttelte das Haupt und sprach: „dießmal nicht; im Gegentheile mußt Du noch diese Nacht mit mir; — sträube Dich nicht, ich habe mein Wort gegeben Dich zu bringen und kann es nicht brechen. Es erwartet Dich Jemand mit Sehnsucht! Keine weiteren Fragen, ich darf keine beantworten! Deinem Diener habe ich bereits befohlen zu packen, — in einer halben Stunde ist alles in Ordnung und ich hole Dich von Reinhardts ab, wohin Du gehen mußt, Dein plötzliches Verschwinden zu rechtfertigen.“ — Friedrich wußte nicht, wie ihm geschah; dieses Geheimthun, diese schnelle Abreise, — er war theils durch die kirchliche Feierlichkeit etwas aufgeregt, theils durch einige Gläser Champagner erhitzt. „Vertrau' mir“, drang Szentimre in den Schwankenden, „ich bürge Dir, Du wirst nicht bereuen mir gefolgt zu haben.“ — Friedrich schlug in die dargebotene Rechte des sonderbaren Freundes und kehrte zu Reinhardts zurück, wo er dem alten Herrn in Kürze sein Abenteuer meldete. „Sonderbar“, murmelte der Alte.

*

„doch machte ich mir ein Gewissen daraus, Sie in einer Sache aufzuhalten, die Ihnen vielleicht wichtig sein mag. Gehen Sie mit Gott!“— Szentimre's Wagen rollte vor's Thor; noch einmal drückte er dem Brautpaar die Hand und drängte sich hinaus. Da sah er, als er durch ein Nebengemach schritt, Bertha,— doch es war als hielte eine unsichtbare Macht ihn zurück, er wandte seine Blicke nach ihr und begegnete den ihrigen, die kummervoll auf ihm ruhten. „Ich reise ab!“ rief er ihr, kaum wissend, was er sagte, zu, nur um etwas zu sagen. — „Ich reise morgen,' erwiederte das Mädchen und setzte fast bebend hinzu: „ich glaube es ist gut, daß wir reisen!“ — Friedrich sah ihr in's Gesicht; ihr Auge war thränenlos, aber es sprach tief zu seinem Herzen. Aller Haß versank in Asche, er fühlte die Uebermacht dieses Geistes, er näherte sich ihr mehr: „Ich kehre wieder“ — stammelte er bewegt — „und habe viel mit Ihnen zu sprechen!“ — „Wirklich?“ rief mit einem tiefen Athemzuge Bertha. — Da knallte unten eine Peitsche, den Säumenden zu erinnern. „Wir sehen uns wieder!“ flüsterte Bertha und setzte mit einem Blick zum Himmel hinzu: „Gott sei Dank!“

Er stürmte fort; sie aber blieb eine Weile stehen, dann trat sie in den Tanzsaal und auf Clotilden zu, zog sie bei Seite und sprach mit ihr; beide verschwanden und Clotilde kehrte allein zurück. Den andern Morgen, als noch alles im Schlafe lag, war auch Bertha wieder nach Bobersdorf abgefahren.

XVI.

Friedrich war anfangs einsilbig und Szentimre schien es nicht ungern zu sehen, wenigstens that er nichts, seinen Gefährten gesprächig zu machen; fragte dieser nach dem Ziel der geheimnißvollen Fahrt oder der Gegend, in der sie sich befänden, so war eine ausweichende oder direkt verweigerte Antwort alles, was aus Victor zu erpressen; als jedoch Friedrich sich nach den Erlebnissen der Reise und dem Aufenthalte in Ischl erkundigte, war sein Freund minder karg mit Auskunft. Die heimatlichen Erinnerungen, die dessen Erzählungen in Friedrichs Brust erweckten, übertäubten für den Augenblick die eigenen Erlebnisse der letzten Zeit und er hing so gern den sehnsüchtigen Träumen nach, die Victors Erzählungen heraufbeschworen; der Tag war mittlerweile angebrochen; sie befanden sich in einer schönen, doch Friedrichen unbekannten Gegend; Pferde standen bereit, und es ging rasch vorwärts. Szentimre verrieth kein Wort, doch lächelte er von Zeit zu Zeit vergnügt in sich hinein. — Als jedoch die Sonne klar am Himmel stand, und Victor dem Freunde fester in's Gesicht sah, schüttelte er den Kopf und sagte: „Du siehst übel aus, Freund! übler

als daß ich es blos dieser durchwachten Nacht zuschreiben könnte."

„Ich war mehrere Wochen krank," war Friedrichs sichtlich ausweichende Antwort.

„Und schriebst mir nicht" — fiel hastig Victor ein.

„Ich war ja krank, sagte ich eben," versetzte etwas ungeduldig Friedrich.

„Und woran?"

„Verwundet!" erwiederte der Gefragte, nach dem Arme deutend.

„Ah! verstehe! eine kleine Ehrensache, und darf man fragen wie? wo? wann? warum?"

„Du wirst mich verbinden, lieber Victor, wenn Du mich für jetzt von den Antworten auf diese Fragen dispensirst."

„Wie, Du willst" — versetzte Victor, indem er sich eine Cigarre anzündete und bei sich dachte: „Sollte mein Freund in eine Liebesaffaire verflochten sein? Das wäre mir unlieb. Ich bin unglücklich in meinen Entwürfen!"

Sie fuhren eine Weile schweigend weiter.

„Wie steht's mit unsern Gruben?" unterbrach Szentimre nach einer halben Stunde das Stillschweigen.

„Gut! Nicht nur für jetzt, sondern auch für die Zukunft hoffnungsvoll!"

Nach einiger Zeit — es mochte 3—4 Uhr Nachmittags sein — ersahen sie einen Landsitz vor sich, unweit des Weges, der von fern roth angestrichen schien. Friedrich lachte darüber. Victor stellte die Vermuthung auf, es könnte ja ein nach Art der englischen Gebäude unangeworfenes



Haus aus gut verkitteten Ziegeln sein. — Als man näher kam, lenkte der Kutscher in eine mit Pappeln bepflanzte Seitenstraße und ehe noch Friedrich Zeit hatte zu fragen, was das bedeuten solle, befanden sie sich vor Szentimre's Schlosse, und in der Veranda vor der Bibliothek saßen Vörösváry, Etelka und ein Fremder, der, als die Ankommenden aus dem Wagen stiegen, sich an Friedrichs Brust stürzte. Mein Theodor! Mein Friedrich! waren die einzigen Worte, die gewechselt wurden. In der That! es war Pater Erwin (weiland Theodor), der in seines Freundes Armen lag. Nach dieser ersten stürmischen Begrüßung wandte sich Friedrich an Vörösváry und seine Tochter, die ihn, der erste mit biederm Händedruck, letztere mit leichtem Erröthen willkommen hießen. Die Ueberraschung und die ganze ihn umgebende Scene hatte ihn lebhaft erregt, eine fieberische Röthe bedeckte seine seit einiger Zeit blassen Wangen, so daß sein übles Aussehen jetzt noch nicht bemerkt wurde. Victor aber wandte sich händereibend an ihn und fragte: „Reut es Dich, daß Du mir blind gefolgt?" — Friedrich drückte ihm die Hand. Der Alte aber und Etelka freuten sich der gelungenen Ueberraschung.

„Doch" — unterbrach Vörösváry das Durcheinander der ersten Begrüßungen — „doch, meine ich, läßt sich alles das auch im Hause besprechen. Ich bitte Euch, meine Herren, macht Toilette, unser anglo-magyarischer Hauswirth wird uns, seines eigenen Magens gedenkend, heute vielleicht bald zu speisen erlauben, obschon es erst gegen fünf Uhr geht. Die Reise könnte ihm wenigstens ebensoviel Appetit gemacht haben als ich ohnedieß, seit meine ge-

wöhnliche Speisestunde vorüber ist, verspüre. Also in's Haus, Kinder!"

Jetzt erklärte sich Pater Erwin's Anwesenheit dadurch, daß er von seinem vorjährigen Zusammentreffen mit Vörösváry's erzählte, und wie sie ihn dieses Jahr wieder in Admont besucht und er dem freundlichen Drängen des alten Herrn nachgebend, sich für einige Monate Urlaub verschafft habe. Friedrichen mit seiner Ankunft zu überraschen ward auf der Reise beschlossen, und zum Orte der Zusammenkunft Szentimre's Gut gewählt. Unendlich freute sich Friedrich, den Freund seiner Kinder- und Jugendjahre, den Langvermißten und nur auf so kurze Zeit einmal Wiedergefundenen für längere Dauer um sich zu haben, sich über hundert und hundert Dinge aussprechen zu können, die auch zwischen den innigsten Freunden nicht brieflich abgethan werden können; er vergaß für den Augenblick alles Andere um und hinter sich, nur in der Gegenwart des Jugendfreundes lebend. Doch anders ward ihm beim Eintritt in den Gesellschaftssaal; hier saß bereits an ihres Vaters und Victors Seite Etelka, die er bei der Ankunft kaum beachtet. Sie war so schön wie ehedem, so freundlich, so herzlich; Friedrich fühlte seinen jüngstgelernten Weiberhaß dahinschwinden, — die mühsam niedergekämpfte Leidenschaft erstand mit neuer Stärke; es gelang ihm kaum, seine Verwirrung leidlich zu verbergen; er wußte selbst nicht wie ihm geschah. Auch Etelka war nicht so ganz unbefangen wie gewöhnlich; doch wußte sie sich besser zu beherrschen.

„Unser junger Freund hat sich von seiner Ueberraschung noch gar nicht erholen können," bemerkte der alte Herr;

dem Friedrichs Verlegenheit nicht entgangen war, der ja doch den wahren Grund nicht zu buchschauen vermochte.

„In der That!“ versetzte noch immer verlegen dieser, „hätten Sie mir keine angenehmere Gabe aus meiner Heimath bringen können, als eben meinen Freund.“

„Und entführen mußten wir Sie lassen,“ schmollte gemüthlich Vörösváry, „um Sie in unsere Nähe zu bringen; doch steht zu hoffen, daß wenigstens die Anwesenheit Ihres Freundes, der für längere Zeit unser Gast zu sein versprochen hat, auch Sie in unserer Nähe erhalten wird.“

Friedrich stammelte unverständliche Entschuldigungen, Victor und Pater Erwin warfen sich Blicke zu, und Etelka wandte die Unterhaltung auf andere Gegenstände. „Sie waren niemals hier bei Victor?“ fragte sie den jungen Bergmann.

„Er hat auch mich vernachlässigt,“ erwiederte, ehe Friedrich antworten konnte, Szentimre. „Er wird von Geschäften, bergmännischen Arbeiten u. s. w. reden — glaubt ihm nicht; wir sind schon seit lange vollkommen in der Ordnung uud stehen mit unserm Bergwerke ganz trefflich; meine Kasse befindet sich nicht übel dabei — es werden wohl andere Hindernisse ihn abgehalten haben“ — und dabei lächelte er sarkastisch. Friedrich erröthete und Etelka erblaßte ein wenig. Der Geistliche wechselte Blicke mit Victor, der alte Herr machte ein schlaues Gesicht und schmunzelte: „Die deutschen Mädchen in der Zips scheinen attraktorische Eigenschaften zu haben, hm, hm. Apropos! was macht denn die schöne Tochter Ihres vormaligen Chefs, Fräulein Clotilde? ich habe mancherlei Schönes

von ihr gehört." — Friedrich athmete auf und erwiederte mit inniger Zufriedenheit: „Sie meinen Frau v. Farkas, denn das ist sie seit gestern; — sie ist wohl. Victor holte mich unmittelbar von der Vermählungsfeier weg."

Das nach Szentimre's englischer Einrichtung erst jetzt gegen Abend servirte Mittagmahl machte den fernern Neckereien ein Ende. Man folgte dem Fräulein, die an des jungen Hauswirthes Arm voraushüpfte, in den Speisesaal, wo ein allgemeines heiteres Tischgespräch bald alles entfernte, was jede neue Ankunft selbst untereinander bereits Bekannter so zu sagen Eckiges und Ungewohntes mit sich bringt.

Nach Tische lud Etelka den Geistlichen ein, mit ihr Schach zu spielen; Victor und Friedrich sprachen mit dem Alten über ihre Grubenangelegenheiten. Dieser äußerte gegen den jungen Bergmann seinen herzlichen Antheil an dessen Glücke. „Wenigstens", setzte er hinzu, „werden Sie, falls Sie nicht ganz der Unsrige werden, eine schöne Erinnerung an unser Vaterland mit in das Ihre nehmen; denn gewiß werden Sie das Land nie vergessen, in welchem das Glück, das seine Gaben nicht immer an Unwürdige verschwendet, Ihre Kenntnisse und Ihre Thätigkeit gesegnet hat. Es freut mich, Sie in günstigen Umständen wiederzusehen; ich habe meiner Tochter und meinem Neffen immer gesagt: gebt Acht! mein junger deutscher Freund macht sich seinen Weg! Nun! mich freut es, daß ich wahrgesprochen."

Friedrich dankte gerührt dem freundlichen Greise für einen Antheil.

„Ja", fuhr dieser fort, „ich habe nicht einmal sehr gescholten, als sich mein lieber Neffe da in die — verzeihen Sie mir — etwas unsichere Unternehmung mit Ihrer Grube einließ, so sehr auch die andern Leute in mich drangen, ihm davon abzureden u. dgl. Erstens — so habe ich den unberufenen Rathgebern gesagt — ist mein Neffe — Du erlaubst schon — in gewissen Beziehungen ein Narr, bei dem vernünftige Worte nichts fruchten würden, und zweitens ist der Mann, dem er sein Geld anvertraut, ein Mann, auf den man etwas riskiren kann — und so habe ich noch mancherlei gesagt und gethan und habe Sie immer vertheidigt. Aber", setzte er mit dem Finger drohend hinzu, „aber wenn Sie nicht bald unsere Freundschaft durch einen Besuch erneuert hätten — wer weiß was geschehen wäre. Alte Leute haben ein schlechtes Gedächtniß, das man von Zeit zu Zeit persönlich auffrischen muß — verstanden, junger Mann! Doch von etwas Anderem. Wie finden Sie Ihren alten Freund?"

„Die Frage kann ich noch nicht beantworten. Sie wissen, daß wir uns seit unserer zarten Jugend nur einmal auf wenige Stunden wiedergesehen haben. Jedenfalls ist Erwin ein ganz anderer Mann geworden als mein Schulfreund Theodor Angermann war. Ich werde ihn erst von neuem kennen lernen müssen."

„Je länger Sie dazu brauchen, um so lieber ist es mir; denn Ihr Freund kommt, so lange er in Ungarn bleibt, nicht von meiner Seite."

Victor, der inzwischen bei dem Schachspiele etwas

nachgesehen hatte, kam wieder zurück. „Die Cousine treibt unsern geistlichen Herrn stark in die Enge.“

„Ei, ei!“ ejaculirte der alte Herr und näherte sich den Spielenden. Friedrich folgte.

„Ach! das war unbesonnen!“ rief jetzt Etelka aus; „ich darf doch den Zug zurücknehmen, geistlicher Herr?“

„Wenn Sie wollen“ — erwiederte dieser — „es kommt nur darauf an, wie wir es ausmachen. Ich meinestheils halte dafür, man solle im Spiel wie im Leben einen gethanen Schritt nicht so leicht zurücknehmen, sondern vielmehr versuchen, wie er etwa noch zum Guten zu wenden.“

„Meine Meinung auch,“ warf Vörösváry dazwischen.

„Gut, ich lasse meinen Zug stehen,“ sagte Etelka.

Der Geistliche zog. Etelka gab dem Könige Schach.

„Sie hätten Ihren vorigen Zug besser benützen können, doch es sei! — Sie zogen noch eine Weile hin und her, bis, ungeachtet Pater Erwin, als die Uebrigen zum Tische traten, im Nachtheil gestanden war, es ihm doch gelang, seine Gegnerin mattzusetzen. Er stand auf, indem er sagte: „Sie spielen gut, Fräulein, aber gegen Ende etwas zerstreut.“

„Es ist kein rechtes Spiel für quecksilberige junge Leute,“ bemerkte der alte Herr. Victor aber lächelte und forderte den Onkel, der ein guter Schachspieler war, auf, spielte und gewann zu einigem Aerger desselben. „Es sind nicht alle quecksilberigen jungen Leute gleich, lieber Oheim; — was meinst Du, Etelka?“

„Daß Du boshaft sein willst!“ erwiederte diese, indem sie mit dem Taschentuche nach ihm schlug.

„Lassen wir einmal Freund Rohrbach spielen," schlug der Alte vor, der gern einen neuen Beleg für seinen Satz wollte.

„Ich spiele sehr schwach," wandte der Aufgeforderte ein.

„Drum soll er mit Etelka spielen," meinte Victor, „die auch nicht ganz aufmerksam spielt." — Sie weigerte sich gleichfalls, da sie noch nie Herrn Rohrbach spielen gesehen; doch wurden Beide dahin gebracht, sich in diesem Felde zu messen.

Victor unterhielt sich während der Parthie ganz köstlich, auch der Pater schmunzelte bisweilen; Vörösváry aber war seelenvergnügt, denn die beiden jungen Leutchen spielten mit wetteifernder Zerstreuung. Er wiederholte triumphirend seinen Satz. Etelka schob die Schuld auf die Umstehenden.— „Jetzt möchte ich Dich aber einmal mit Victor spielen sehen, der sich so viel über meinen Sieg zu gute that," und er rieb sich die Hände und murmelte dem Pater in's Ohr: „Verliebtes Volk! Sie werden Wunder sehen!" und lachte im voraus. Allein sei es, daß Etelka den Vater Lügen strafen wollte oder lag es an der Aufmerksamkeit und Ruhe der Zusehenden, diese Parthie wurde mit beispielloser Aufmerksamkeit gespielt, und blieb unentschieden. Victor lachte sarkastisch auf Erwin hinüber und rief dem Onkel zu: „Ich bin in der Majorität!" — Indeß war die Nacht weit vorgerückt und man trennte sich.

Da man wohl wußte, wie viel sich die beiden langgetrennten Freunde mitzutheilen hatten, wurde den folgenden Morgen die Frühstückstunde, die nach der Regel des Hauses gemeinsam zugebracht wurde, abgekürzt, um Fried-

rich und den Geistlichen allein zu lassen. Letzterer schlug einen Spaziergang vor und sie traten vor's Thor, den nächsten besten Weg einzuschlagen.

„Endlich einmal allein mit Dir!“ rief Friedrich aus. „Wie viel, wie unendlich viel hat sich mit uns Beiden seit unsern Knabenjahren zugetragen!“

„Wir wollen es besprechen und haben Muße dazu,“ erwiederte der Mönch, „denn ich bleibe mehrere Wochen hier oder bei Herrn v. Vörösváry. Doch es ist nicht gut, daß wir stürmend in das unbekannte Land unserer gegenseitigen Schicksale eindringen; man muß sich über einzelne Punkte hinreichend aussprechen können. Laß uns von der Gegenwart beginnen. So viel mir Szentimre sagte, hast Du mit Deiner desperaten Unternehmung Dein Glück gemacht; wie sieht sich das mit Deinen sachkundigen Augen an?“

„Nicht minder vortheilhaft als mit dem phantasiereichen Blick Victors, dessen unerwarteter Hilfe ich eigentlich die Möglichkeit verdanke, zu so glänzendem Resultate meiner Bemühungen gelangt zu sein. Ich bin binnen Kurzem ein wohlhabender Mann geworden, und auch für die Zukunft ziemlich sicher gestellt.“

„Und denkst Du hier zu bleiben?“ fragte der Mönch.

„Nein! — ja! — ich bin in der That noch nicht entschieden. Schon einigemal dachte ich daran, was ich hier besitze, zu verkaufen und in die Heimath zu ziehen; allein ich weiß nicht, was mich nicht zum Entschlusse kommen ließ, — ich bin noch immer da; — seit kurzer Zeit habe

ich mich neuerdings mit Plänen beschäftigt, heimzukehren, noch sind sie nicht ganz zur Reife gelangt."

„Ich verstehe! Deine Liebe, von der Du mir schriebst —"

„Ich habe sie niedergekämpft," erwiederte mit nicht allzufestem Tone Friedrich.

Ueber die Züge des Mönchs flog ein leichtes Lächeln.

„O, ich bin geheilt von allem, was mein Inneres seit lange bewegt! Die Weiber sind mir nimmermehr gefährlich; sie selber haben mich geheilt!" — so rief mit einiger Heftigkeit der Jüngling, indem er stille hielt.

Pater Erwin schwieg eine Weile und legte den Stockknopf an den Mund. Dann aber sagte er ruhig und mildlächelnd: „Wie das kam, darüber wirst Du mir späterhin erzählen müssen. Also Du fliehst jetzt die Weiber?"

„Fliehen?" — erwiederte Friedrich — „nein? Jetzt weniger als zuvor, da ich von ihnen nichts mehr zu befahren habe."

„Und Etelka?" fragte der Geistliche, langsam den Namen betonend.

„Es war ein schöner Traum, mein letzter der Art," sagte mit bewegter Stimme und erröthend der Jüngling.

Wiederum zog ein leichtes Lächeln an den Zügen des Mönchs vorüber, das aber in einem wehmüthig ernsten Ausdruck seiner Physiognomie unterging.

„Doch nun erzähle mir" — begann Friedrich nach einer Pause von neuem — „wie es kam, daß Du Dich bis hieher verirrtest?"

„Die Sache war einfach die: Du weißt, daß ich vor beiläufig einem Jahre, eben als Du Deine Heimath ver-

liesest, in Gmunden die Bekanntschaft des alten Herrn und seiner Tochter machte. Mir gefiel der herzliche, biedere Alte, mir gefiel das Natürlich-kindlichreine der Tochter; ich fühlte mich wohl in ihrer Nähe, und brachte einige Tage mit ihnen zu, während welcher ich mich inniger an sie anschloß, als seit lange an irgend Jemand. Ich war daher sehr erfreut, als Herr v. Vörösváry mich vor ein paar Monaten in meinem Kloster besuchte. Er hatte außer seiner Tochter, die mir durch deine Briefe und Bekenntnisse doppelt interessant geworden war, noch seinen Neffen Victor Szentimre bei sich, mit dem ich mich bald und gern befreundete. Das ist ein junger Mann, der — doch Du kennst ihn selbst — ich hatte meine Freude an ihm, ich wollte es gäbe mehr, wie er einer ist. Ich ging mit ihnen nach Ischl, und wir waren viel, sehr viel beisammen; ich fühlte mich behaglich, und freundlich angeweht von dem ganzen Wesen der Familie — ich genoß mit Entzücken Szentimre's reichen Geist — wir gewöhnten uns an einander, und als mir Vörösváry den Vorschlag machte ihn in seine Heimath zu begleiten, und den Sommer mit ihm zuzubringen, schlug ich um so williger ein, als man mir versprach, auch Du würdest den Aufenthalt daselbst mit mir theilen. — Ich verständigte mich mit meinen Obern darüber, und reis'te mit meinen neuen Freunden. Victors Einfall war es, Dich zu entführen, und weil Du den Weg nach Három Fölgyes erkannt hättest, begaben wir uns zuerst hieher.

Ich preise dein Zusammentreffen mit Vörösváry, als das glücklichste aller Zusammentreffen, da es mir so herr-

liche Früchte bringt," rief Friedrich, und schüttelte des Freundes Hand.

„Auch mir ist die Reise, die Veränderung von Wohnsitz, Sitte und Gewohnheit und vor allem das Beisammensein mit guten, mir werthen und lieben Menschen überaus wohlthuend, bemerkte der Geistliche. Eine kleine Unterbrechung meiner einförmig stillen Lebensweise, für einen ältern Mann eine Unannehmlichkeit, ist mir ein Belebungsmittel meiner sämmtlichen Kräfte, und neu gestärkt und ermuntert hoffe ich im Spätherbst in mein Kloster zu meinem Berufe zurückzukehren."

„O so erzähle doch, was trieb Dich zu diesem Stande, was ist deine jetzige Beschäftigung, wie lebst Du — ach! ich werde nicht fertig mit Fragen; doch Du verstehst ja, was ich von Dir will — erzähle. So drang Friedrich in den Mönch. Aber Pater Erwin machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, und sagte ernst und ruhig: Wir müssen neuerdings wieder längere Zeit mit einander gelebt haben, bis ich Dir meine Geschichte erzählen kann, aber ich werde es. Was ich jetzt mache, fragst Du? — ich sammle Kräuter, und heile und rathe — und wenn ich zu Hause bin studire ich die alten Quellen der Menschen- und Völkergeschichte, und nicht allein für mich. Meine Obern, diese meine Lieblingswissenschaft bemerkend, haben mich bestimmt eine Lehrkanzel der Geschichte zu übernehmen, wozu ich mir jedoch zweijährige Vorbereitungszeit erbeten habe. Nach meiner Rückkehr aus Ungarn trete ich meinen neuen Beruf an; ich schmeichle mir, wohl vorbereitet; möge der Himmel mir Kraft schenken, was ich will zu

vollbringen, und meine Worte fruchtbar werden lassen in den Herzen meiner Schüler. — Wenn irgend ein Gegenstand, und hier wurde der Geistliche immer mehr von seinem Berufseifer hingerissen — Umsicht, und volle, leidenschaftslose Behandlung erheischt, so ist es die Völkergeschichte. In unserm Jahrhundert der Skepsis, wo Alles bezweifelt und jede Autorität geprüft wird, ist der Vortrag der Geschichte — wenn er von Nutzen sein soll, zu einer schweren Kunst geworden; ich habe darnach gestrebt und gerungen mit allen meinen Kräften; die nächste Folge wird zeigen, ob mit Erfolg."

"Denkst Du in Deinem Fache als Schriftsteller aufzutreten?" fragte der Freund.

"Nein!" erwiederte sehr bestimmt Erwin, "ich schreibe nur was zu meinem eigenen Studium nöthig, halte es jedoch für überflüssig, die Welt mit einer neuen Compilation längst gekannter Thatsachen zu bereichern. Mein Zweck soll dahin gehen, meine Schüler in den Stand zu setzen, möglichst vorurtheilsfrei die Völkergeschichte fortstudiren zu können, wenn sie einmal meinen Cours verlassen haben. Nur eigenes Studium macht den Meister im Fache; ich betrachte mich in meiner Stellung nur berufen, den kenntnißbegierigen Schüler bis in den Vorhof des großen Bildersaales der Geschichte zu führen; durch denselben hindurch wird er mit mehr Nutzen sich allein durcharbeiten, wenn er gehörig vorbereitet den Vorhof betreten. Das ist meine Ansicht von der Sache, und darnach habe ich zu handeln beschlossen; ich freue mich jedoch sehr vor Antritt meines Amtes, Erholung, Anregung und das

Anschauen einer mir minder bekannten, wenngleich nicht ganz unbekannten Nationalität zu genießen."

Friedrich billigte den Plan seines Freundes; denn nach dem, was er von früher her von dessen rastlos-thätigem Geiste, scharfer Beobachtungsgabe und richtiger Urtheilskraft kannte, hielt er ihn für den Mann, der jener schweren Aufgabe gewachsen sei, die sich Pater Erwin gesetzt.

Unter mancherlei Gesprächen über Erwins künftige Stellung und dessen Wirken hatten sie wieder das Schloß erreicht, wo nach einem gemeinsam eingenommenen Gabelfrühstücke sich Jedes auf sein Zimmer begab, da in zwei Stunden der Postbote abgehen mußte, Friedrich in Geschäften seiner Grube, Erwin in sein Kloster zu schreiben hatten; auf Szentimre's Arbeitstische war während seiner Abwesenheit die politische Correspondenz zu einem ansehnlichen Stoße herangewachsen; Etelka hatte eine wichtige Arbeit in den Händen, Herr v. Vörösváry vertiefte sich in Ekhels Numismatik. Man kam erst bei Tische zusammen, und brachte den Abend in heitern Gesprächen angenehm zu.

XVII.

Man lebte einige Tage in Gesprächen, Spaziergängen und Lektüre dahin. Victor war wenig sichtbar; ihn beschäftigten seine politischen Angelegenheiten. Friedrich hatte seine erste Verlegenheit überstanden, und sich sicher wähnend oder sich's überredend näherte er sich wieder mehr der Braut seines Freundes; sie lasen und übten mit einander Musik, während der alte Herr sich mit dem Geistlichen in Gelehrsamkeit vertiefte. Kam Victor zur Gesellschaft, so war er sehr munter, denn seine Geschäfte regten ihn auf, und seine Thätigkeit war in jeder Beziehung gesteigert. Er war unerschöpflich in guter Laune und scherzhaften Einfällen, und trieb mancherlei Possen. Er schien auf Friedrich nicht im geringsten eifersüchtig zu sein, und eben der Umstand, daß er ihr Beisammensein und die Art ihres Umgangs natürlich fand und nahm, bestärkte die jungen Leutchen noch mehr in dem Wahne, sie ständen sich so fremd als möglich gegenüber. Der alte Herr, der nur auf die Possen Acht hatte, die Szentimre mit seiner Cousine trieb, und darin die Spiele vorflitterwochentlicher Liebe sah, ahnte nichts Arges; Pater Erwin war von Jeder-

mann geliebt und geachtet — doch wandelte er ruhig und gleichsam von allem Treiben um ihn her unberührt zwischen den Bewohnern des Schlosses.

Eines Morgens trat Victor in Friedrichs Zimmer. „Ich habe,“ sagte er, „unweit unserer Grube ein Geschäft, eine Zusammenkunft mit einigen Männern meiner Partei; ich reise heute Vormittag dahin ab. Ich dächte, wenn Du vielleicht in der Grube nachsehen wolltest, gingen wir mit einander.“ — „Ich bin einverstanden,“ erwiederte Friedrich schnell — „ich will auch noch Erwin dazu einladen, der ohnehin unsere Schätze noch nicht kennt.“ — „Nein!“ remonstrirte Victor — „der muß für diesmal hier bleiben; Oncle und Cousine müssen doch eine Gesellschaft haben; den führe Du einmal hin, wenn ich zu Hause bleibe, oder wenn Gäste da sind. Also kommst Du mit.“ — In einer Stunde bin ich bereit. — Gut, wir sind morgen, spätestens übermorgen wieder da. Bereite Alles, beim Frühstücke machen wir unsern Entschluß kund, und nach dem Frühstücke lasse ich anspannen. — Und so geschah es; sie saßen ein, und waren am Abende an der Grube. Victor fuhr noch weiter, bis zu einem eine Stunde davon entfernten Landsitze, wo die Zusammenkunft Statt finden sollte, und versprach bis folgenden Abend zurückzukommen.

Friedrich befuhr die Grube, traf Anordnungen für einige Zeit, und sah die Rechnungen, Vorräthe u. dgl. durch. Er war bis gegen Abend fertig, und harrte des Freundes. Statt dessen aber, kam ein Bote mit folgendem Zettel:

„Lieber! Wir werden mit unsern Geschäften vor zwei Tagen nicht fertig; erwarte mich daher nicht, oder komme hieher, wo Du eine hübsche Bibliothek und eine ausgezeichnete Hühnerjagd findest. Melde mir Deinen Entschluß.

V. Szentimre!'

Friedrichen durchzuckte ein Gedanke; er erinnerte sich der Worte, die er bei seiner Abreise von Leutschau zu Bertha gesprochen. Es muß klar werden zwischen uns, murmelte er vor sich hin, und ließ durch den Boten zurücksagen, Szentimre solle in der Rückfahrt in Bobersdorf beim Pfarrer anhalten, und werde dort entweder ihn selbst oder weitere Nachricht finden. Er selbst aber begab sich noch denselben Tag nach Bobersdorf. Er traf, wie er halb hoffte, halb fürchtete, nur Bertha zu Hause, denn es war ein Convent in Leutschau, und Herr Claudius war dahin gefahren, und hatte seine Frau und Tinchen mitgenommen; Bertha, die erst von dort gekommen, blieb zu Hause. Er erfuhr es beim Eintritte in's Haus durch die Magd. Ueberaus ernst und mit bangen Gefühlen trat er in's Zimmer, entschlossen, jeder Verstellung trotzzubieten, und sich bestätigen zu lassen, daß er sich in seinem Glauben an Tugend und Ehre getäuscht. Im Hintergrunde seiner Seele lebte aber noch ein geheimer Wunsch nach einiger befriedigenden Aufklärung, den er sich, das Unrecht seines kränkenden Betragens fühlend, nicht gestehen wollte. Er trat ein, Bertha war sichtlich überrascht. Sie kam ihm erröthend entgegen. „Ich danke Ihnen," waren ihre ersten

Worte, und sie streckte ihm ihre Hand entgegen. Er grüßte sie mit einer höflichen Verbeugung und sagte: „Ich halte Wort.“ — Sie wies auf einen Stuhl. Er warf sich ihr gegenüber in des Pfarrers Sorgenstuhl und begann: Wir haben in der That viel mit einander zu sprechen, und es ist mir lieb, daß ich Sie allein finde. Unser Verkehr hat seit einiger Zeit eine traurige Veränderung erlitten; wer daran Schuld trägt, ist uns noch nicht erörtert worden. Einstige Freunde, und er betonte das Wort einstig, sollten sich wenigstens vor ihrer Trennung Rechenschaft zu geben wissen. Dazu bin ich gekommen. Doch zuvor frage ich aber noch, und frage sie ernst und feierlich — wollen und können auch Sie Ihrerseits wahr mit mir sein, wie ich sein will mit Ihnen?

Bertha, deren sie beim Eintritte Friedrichs überdeckende Röthe einer tiefen Bläſſe gewichen war, versetzte mit schwankender Stimme: Ich will, ich kann! ja ich will beginnen, denn ich fühle es, ich könnte es nicht ertragen, was Sie mir zu sagen haben. Ich bin überzeugt, daß Sie es nicht mehr sagen werden, wenn Sie mich werden gehört haben. — Was ich Ihnen zu erzählen im Begriffe stehe, ist die Geschichte meines Lebens, ist, so wie ich sie Ihnen erzählen werde, bisher ein Geheimniß für Jedermann, mit Ausnahme eines Einzigen. — An Ihrer Achtung liegt mir sehr viel. Sie sind der erste Mann seit vielen Jahren, der mein Vertrauen sich zu erwerben im Stande war; Ihre Freundschaft hat mir ungemein wohlgethan — ich kann sie nicht opfern. Die Verhältnisse, die zwischen uns getreten, sind von der Art, daß sie eine

Aufklärung zu fordern scheinen. — Wir hätten — fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu — wir hätten zwar auch Freunde bleiben können, wenn Sie nach jenem unglücklichen Duelle vor mich hingetreten wären, und gesagt hätten: „Bertha ist dem so, ja oder nein!“ und mir geglaubt hätten, wenn ich erwiedert haben würde: „Lassen Sie sich nicht beirren, ich bin Ihrer Achtung werth. — Allein Sie waren krank — waren verwundet, um meinetwillen verwundet — ich verzeihe Ihrer gereizten Stimmung — Ihrer Krankheit, jenes kränkende Mißtrauen — Sie haben ja heute Ihr Wort gehalten, Sie sind zu mir gekommen, den Bund für fernerhin zu lösen oder neu zu knüpfen — ich bin Ihnen Wahrheit schnldig.“ — Sie schien erschöpft.

Friedrich war bewegt, doch schwieg er, und sah vor sich hin. Endlich streckte er seine Hand aus, und ergriff die des weinenden Mädchens. Beruhigen Sie sich, und erschüttern Sie sich nicht zu sehr; ich will mich gern gedulden. — Sie drückte ihm die Hand, und eilte in ein Nebenzimmer. — Friedrich vertiefte sich in Gedanken, und sein Betragen fiel schwer auf seine Seele. Nach einer halben Stunde erschien Bertha wieder, ihr Auge war roth, doch ihr Schritt und ihre Stimme fest. — Ich habe mit mir überlegt und gekämpft, begann sie ernst und mit einiger Bewegung; doch es ist mir selbst um den Preis Ihrer Freundschaft nicht möglich das Stillschweigen zu brechen, das ich bisher über meine Vergangenheit selbst gegen Jene beobachtet habe, die mir am nächsten stehen. Was man Ihnen über mich gesagt haben mag, kann ich leicht errathen; denn ich

habe den Rittmeister in frühern Jahren gesehen, nur glaubte ich nicht, daß er mich erkennen würde. Rücksichten für die mögliche Sicherheit eines Mannes, von dem ich jedoch nicht weiß, ob er lebt oder nicht, verschließen mir den Mund. Haben Sie mich jemals Ihrer Achtung werth gehalten, und ist Ihre Seele eines edlen Vertrauens fähig, wie ich es glaube, so genüge Ihnen mein Wort, daß ich Ihrer Achtung noch immer werth bin, und daß ich mir keinen Vorwurf zu machen habe. — Ich kann Sie durch sonst nichts überzeugen, und muß im Falle ich mich jetzt in Ihren Gesinnungen irre, auf Ihre Freundschaft verzichten. — „Oh!“ setzte sie mit mehr Rührung hinzu, „daß ich so mit Ihnen reden muß, daß ich Ihnen gegenüber mich nicht rechtfertigen kann!“

„Genug, Bertha,“ rief Friedrich mit tiefer Bewegung, „genug! Ich stehe beschämt vor Ihnen; kaum halte ich mich noch Ihrer Freundschaft würdig, da ich nicht einmal Vertrauen genug in Sie besaß, Sie eher offen und ehrlich zu fragen, eh' ich jenem teuflischen Gerüchte Glauben beimaß. — Sie haben mich entwaffnet; ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.“ — „Ihre Krankheit, erwiederte Bertha, „Ihr gereizter Zustand haben Sie lange in meinen Augen entschuldigt.“ — „Sie vergeben mir also,“ fiel Friedrich freudig ein. — Bertha lächelte mit Thränen in den Augen: „Ich habe Ihnen ja nie gezürnt!“ Friedrich schwieg tief bewegt eine Weile, dann ergriff er ihre Hand und drückte sie innig. Beide saßen einige Zeit ohne zu sprechen einander gegenüber; da begann endlich Bertha wieder: „Sie kommen jetzt von Ihrer Grube, und

kehren nach Leutschau zurück?“ — „Nein, ich bin noch bei Szentimre, und werde mit ihm und einem alten Freunde, der jetzt auch dort ist, nach Három Fölgyes gehen.“ — „Nach Három Fölgyes?“ fragte halbverwundert, halb vorwurfsvoll Bertha, „und mit Szentimre? Sind Sie stark genug dazu?“ — Friedrich erwiederte erröthend: „Ich hoffe! denn Vörösváry's sind eben jetzt auch Victors Gäste, und ich glaube, ich halte mich tapfer.“ — „Ach, mein Freund!“ warnte Bertha mit wehmüthigem Blicke, „begeben Sie sich nicht freiwillig in die Gefahr.“ — Sie kennen das Sprüchwort! — „Ich kann nicht ausweichen ohne entweder Verdacht zu erwecken oder unartig zu sein,“ entgegnete Friedrich! — Bertha schwieg! — Friedrich aber wanderte mit seinen Gedanken zurück nach Szentimre's Schlosse, sich mit seinem Freunde zu beschäftigen, dessen Bild er jedoch nicht so ganz, wie er wollte, von dem es begleitenden Bilde Etelka's losmachen konnte. Inzwischen war es dunkel geworden, und die einbrechende Nacht erinnerte Bertha an die baldige Ankunft ihrer Eltern, die heute noch von Leutschau zurückkehren wollten. Sie stand auf, das Häusliche, so wie auch ein Zimmer für Friedrich zu besorgen. Dieser ergriff ein Buch und fing darin zu blättern an, las auch — wenn gleich nicht immer mit seinen Gedanken im Buche — bis nach etwa einer Stunde des Pfarrers Wagen vorfuhr, und die Familie ankam, die den lange nicht Gesehenen herzlich begrüßte.

Man war froh und guter Dinge, wie sonst, und Friedrich und Bertha standen wieder zu einander, als wenn

nie etwas zwischen ihnen vorgegangen wäre; zwar hatte Claudius durch Tinchen Einiges von der Duellgeschichte erfahren, es ward jedoch zart genug davon nicht die mindeste Erwähnung gemacht, den folgenden Nachmittag kam Szentimre nach Bobersdorf, um Rohrbach abzuholen, allein da von diesem Orte bis nach dem Schlosse gerade eine kleine Tagreise war, ließ er sich bereden, mit der Weiterreise bis morgen zu warten. War gleich Szentimre der Familie persönlich noch nicht bekannt, so war er es doch durch seine Werke und durch seine politischen Geschäfte im Nachbarkomitate. Die erstern hatten, sowohl die Mutter, als besonders Bertha mit Achtung gegen den Verfasser erfüllt, die letzteren ihm die Sympathien des Pfarrers verschafft. Er war kein Fremder in dem häuslichen Kreise, den er heute zum erstenmale betrat; auch wußte sein gewandtes, leichtes Benehmen gleich jede Steifheit zu verbannen, und mit Vergnügen bemerkte der weibliche Theil der Gesellschaft, daß er so unterhaltend, wie seine Schriften, — der Pfarrer aber, daß er so rührig und lebhaft im Privatleben sei, wie im öffentlichen. Das Gespräch wurde immer lebhafter, und wechselte zwischen den Hauptgegenständen, die dem neuen Gaste zukamen — Politik und Tagesliteratur. Während er in ersterem ernst und würdig mit dem Pfarrer diskurirte, gerieth er in letzterer Beziehung mit Bertha in manchen Streit, der von beiden Seiten mit viel Geist und Interesse geführt wurde. Sie hatten sich einander dadurch schon so weit genähert, daß Victor, der bereits einen hohen Begriff von Bertha's Verstande zu fassen anfing, sie, plötzlich den bisherigen

Gegenstand ihres Streits fallen lassend, um ihre Meinung über seinen letzten Roman befragte.

„Ich kenne,“ setzte er gleichsam als Beweggrund seiner Bitte hinzu, „ich kenne die Urtheile der Zeitungen über mein Werk, und habe auch von Freunden und Feinden manche Meinung darüber mündlich aussprechen gehört, allein mir liegt — halten Sie dieß ja nicht für bloße Schmeichelei — mir liegt, wiederhole ich, an Ihrer Meinung.“

„Da Sie im Allgemeinen die Urtheile über Ihr Werk kennen,“ erwiederte Bertha ausweichend, „dürften Sie durch das meinige kaum etwas Neues erfahren; wenigstens schmeichle ich mir, daß Ihnen mein Beifall auch vielleicht etwas gelten mag, und in diesem Punkte stimme ich ja mit der allgemeinen Ansicht über Sie überein!“

„Weichen Sie mir nicht aus, Fräulein,“ entgegnete lebhaft Victor, „Sie haben vor Kurzem, als wir von andern Schriften sprachen, Urtheile entwickelt, deren Schärfe ich nicht genug rühmen kann; auch ist Ihre Meinung frei von jenem in Schulen eingesogenen, und bei Männern fast unausrottbaren Schlendrian alter oder ungeschickter, ästhetischer, rhetorischer Regeln, frei von jeder Parteilichkeit für und gegen mich, frei von allen, bei öffentlichen Beurtheilungen oft zu beobachtenden Rücksichten. Sie werden bei Ihrem Ausspruche nur die Resultate dessen geben, was Verstand und Gefühl in Ihnen ausgemacht haben — und eben wegen letzterer Quelle der Beurtheilung liegt mir sehr daran, die Ihrige zu hören. Meine Eigenliebe macht, daß ich gern glaube, was Sie

vorhin sagten, allein ich verlange nicht im Allgemeinen Ihren Beifall — sondern Ihre Ansicht vom Einzelnen, von den Charakteren, Situationen u. dgl.

„Auf die Gefahr hin, Ihre eben erwähnte Eigenliebe zu kränken, will ich es wagen, und gleich im Voraus bekennen, daß ich allerdings im Einzelnen mit so manchem nicht einverstanden bin. Was zum Beispiel Ihre Charaktere betrifft, so zolle ich dem Helden, so wie dem Charakter seines Vaters von ganzem Herzen meine Bewunderung, besonders dem Letzten. Denn der Erste hat einige minder wahr gehaltene Momente. Auch die Nebenfiguren sind höchst interessant gezeichnet, besonders die alte Muhme und der blinde Emigrant; allein die Heldin einerseits — so wie der zweite weibliche Charakter haben wenigstens von meiner Seite einige Einsprüche zu befahren.“ Nachdem sie sich mehr in das Einzelne des besprochenen Romans eingelassen, um ihre Ansicht zu beweisen, fuhr sie gleichsam zu einem Schlusse gelangend fort: „Man sieht. Sie haben die Welt gesehen und in ihr gelebt, mögen auch Ihr Stückchen Liebelei darin mitgemacht haben, aber wahrhaft geliebt haben Sie, glaub' ich, nicht. — — — Verzeihen Sie, daß ich meine Meinung so frei heraussage, Sie haben mich ja selbst dazu aufgefordert — ich glaube es deßhalb nicht, weil Ihre Charaktere und Schilderungen, dort wo sie sich rein um Liebe drehen, jener Wahrheit entbehren, die sie sonst überall begleitet — mit einem Worte, mich bedünkt, Sie haben an dieser Stelle nicht unmittelbar aus der Natur geschöpft.“ — Sie schwieg und schlug die Augen nieder, Friedrich sah fragend

auf seinen Freund, dieser aber, der bisher unverwandt nach der Sprecherin geblickt hatte, wandte sein Auge eine Minute lang im Kreise umher, und ließ es wieder auf Bertha ruhen, die auch das ihrige wieder in die Höhe schlug. — „Das wußte ich wohl," begann er nun, mit lächelndem Munde, „daß ich etwas Neues von Ihnen, mein Fräulein, erfahren würde; und in der That ich habe Ihre Ansicht in keinem meiner Recensenten gefunden. Es läßt sich darüber sprechen. Was das Stückchen Liebelei betrifft, das Sie mir zugestehen, so fühle ich mich eben nicht versucht es abzuleugnen; ja ich habe darin einige Praxis gehabt, und freue mich, daß ich von den gemachten Studien in dieser Beziehung bei meinen Werken so guten Gebrauch gemacht habe. Doch überrascht mich ein wenig, daß Sie meinen Schilderungen der Liebe Wahrheit absprechen wollen. Solche Liebe, wie ich hier zwischen den beiden Hauptpersonen meiner Erzählung beschrieben, habe ich allerdings selber nie gefühlt; ich habe bis jetzt das Wesen noch nicht gefunden, das in mir diese verborgene Quelle mit dem Wunderstabe ihrer Anmuth berührt hätte; allein ich hatte mannigfache Gelegenheit, den Gang solcher Gefühle, ihr Aussprechen nach außen, und ihr Wesen zu beobachten, und habe es nie versäumt, ich thue mir — und ich schmeichle mir, nicht ganz mit Unrecht — auf meine Menschen- und Seelenkenntniß etwas zu Gute, und glaubte auch in vorliegendem Falle der Natur treu geblieben zu sein."

Bertha erwiederte etwas schüchtern —: „Ich bin nicht gelehrt genug, um das zu erklären, was ich meine. Jenes unbeschreibliche Etwas, das Ihren Schilderungen

der Liebe fehlt, und das in mir die Vermuthung erregt hat, Sie hätten nicht aus eigener Erfahrung geschildert. Daß Sie mir dieß zugestehen, scheint die Richtigkeit meiner Ansicht zu bestätigen. Tiefere Erklärung vermag ich Ihnen nicht zu geben.«

„Sonderbar!“ warf Victor vor sich hin, und von dem Gespräche ablenkend, schlug er einen andern Gegenstand an, der noch einige Zeit behandelt wurde, bis man auseinander und zur Ruhe ging.

Als die beiden Gäste allein waren, fragte Victor mancherlei in Bezug auf Bertha, und äußerte im Allgemeinen seine Zufriedenheit, in diesem Hause bekannt geworden zu sein. Friedrich war im Lobe Bertha's nicht karg, umsomehr, als er jetzt darin eine Art Vergütung des ihr angethanen Unrechtes sah. Den folgenden Morgen nach dem Frühstücke fuhren die Jünglinge weiter, und langten nach einer ziemlich schweigsamen Fahrt — denn Friedrich war stets und Victor gegen seine Gewohnheit eben heute mehr verschlossen — Abends wieder im Schlosse an, wo man sie bereits mit Ungeduld erwartete.

XVIII.

Die Ersten, die sich Abends im Gesellschaftssaale zusammenfanden, waren Pater Erwin und der junge Herr des Hauses. Sie begannen nach einigen Begrüßungsworten im Saale auf- und abzugehen, anfangs schweigend, dann nahm, plötzlich stehen bleibend und sich gegen den Geistlichen wendend, Victor das Wort.

„Sind Sie im Reinen mit den Verhältnissen des Hauses?"

„Ich denke, ich bin's," erwiederte der Mönch.

„Und was sagen Sie zu meinen Voraussagungen?"

„Sie haben sich mir bestätigt! das Mädchen liebt unsern Freund, das ist mir klar geworden, obschon ihre Gefühle nichts von jener Leidenschaftlichkeit besitzen, die man ausschließlich als Liebe zu betrachten gewohnt ist. Auch Friedrich ist, ungeachtet er kälter thut und sich überreden will, ein Weiberfeind zu sein, nichts weniger als von seiner Liebe geheilt. Ich dächte, Sie sollten einlenken und die Sache nicht auf's Aeußerste kommen lassen."

Victor schwieg eine Weile. Endlich ergriff er die Hand des Priesters. „Lassen Sie für jetzt den beiden Parteien

nicht merken, daß wir die Lage der Dinge durchblicken. Noch ist nicht Alles reif — allein bald! Ich habe über die Mittel zur Ausführung nachgedacht und mir hat sich unerwartet ein Besseres geboten als ich erwartete. Doch davon ein andermal; wir werden hier nicht lange ungestört bleiben. Zu etwas Anderm. Wie gefallen Sie sich hier?"

„Ganz gut. Es ist mir interessant, nach mehreren Jahren wieder ein Land zu betreten, für das ich Interesse fühle!"

„Wirklich? oder soll dieß nur eine Artigkeit für mich sein?" entgegnete Victor.

„Wirklich! Und es freute mich zu bemerken, daß die Fortschritte, die man seitdem gemacht hat, von der Art sind, daß man sie selbst bei einem so kurzen Aufenthalte, wie der meinige bisher war, fühlen kann."

„Leider werden sie durch einige Rückschritte wesentlch verringert," warf mit gerunzelter Stirne Victor ein.

„Rückschritt?" verwunderte sich der Mönch.

„Ja! oder nennen Sie das keinen Rückschritt, wenn man ein Mittel erfunden hat, Zwecke zu erreichen, das womöglich schlechter ist als jene Zwecke selbst, zu denen man es anzuwenden pflegt — ein Mittel, das ich verwerfen muß, selbst wenn die heiligsten Zwecke dadurch gefördert würden. Doch Sie verstehen mich nicht, ich muß mich deutlicher erklären und Thatsachen anführen. Es hat sich in neuerer Zeit in meinem Vaterland nach und nach die Sitte oder vielmehr Unsitte eingeschlichen, politische Lebensfragen zu Parteifragen umzugestalten und in einer Art zu entscheiden, die, sonst unbekannt, immer unheildrohender

um sich zu greifen sucht. Sie haben vielleicht schon von dem niedern sogenannten Bauernadel gehört, der seit jeher eine Rolle in den Wahlversammlungen gespielt hat. Ich will darüber kein Wort verlieren, so mißlich die Sache an und für sich ist; sehen wir nach England, Frankreich u. s. w. Der Uebelstand ist überall und man hat noch kein wirksames Mittel dagegen, ohne die Wahlfreiheit verfassungswidrig zu beschränken; allein neu ist der Einfall, dieß Mittel bei Versammlungen anzuwenden, welche legislative Zwecke haben. Während dort die Menge gebraucht wird, ihr Vertrauen (erworbenes oder erkauftes) zu einem Wahlkandidaten auszusprechen, mißbraucht man sie hier, um über Dinge zu entscheiden, von denen sie keinen Begriff haben, ja die bei dem intellektuellen Theile selbst gründliche Vorstudien und Vorbereitungen erfordern würden. Und dieß Mittel wird von reichen Parteihäuptern oder sonst bei politischen Fragen interessirten Corporationen benützt, um mittelst einer Masse erkaufter und lärmender Cortes (wie wir diese Votanten zu nennen pflegen) ihre Ansichten zum parlamentarischen Auge zu führen. Und diese Methode findet Beifall bei Jenen, denen es auf ein paar tausend Gulden nicht ankommt, wenn es sich d'rum handelt, ihre selbstsüchtigen Plane durchzusetzen. Wo in einem Comitate einige helle Köpfe sind, die ihr Vaterland aufrichtig lieben, liegt vergleichsweise wenig daran, ob Peter oder Paul Vicegespan wird; die Cortes der Restauration entscheiden nur über die Personen, nicht aber über die Prinzipien der Administration. Was nützen aber alle sonstigen Fortschritte, wenn alle Maßregeln zum Bessern von dem guten Willen

unserer Lukulle abhängig sind, ob sie mit einer Hand voll Gold die Früchte bisherigen Mühens und Vorwärtsstrebens zerstören wollen oder nicht. Wir hoffen, uns noch des Uebelsten zu erwehren, und wenn Viele denken wie ich und einige Freunde — doch genug; ich werde heftig und langweile Sie mit Dingen, die Ihnen fremd sind; auch kommt mein Oheim, und ich politisire nicht gern mit ihm, obwohl wir im Allgemeinen gleiche Ansichten haben. Beobachten Sie Ihren Freund und meine Cousine und in Kürze fahre ich wohin, wo ich Ihnen meine weiteren Plane entwickeln werde."

Vörösváry trat in's Zimmer; das Gespräch nahm eine andere Wendung, doch ohne besondern Charakter anzunehmen, bis Etelka erschien, welche, wie immer, Leben brachte und dem geselligen Beisammensein einen Centralpunkt in ihrer eigenen Liebenswürdigkeit gab.

„Du bist länger ausgeblieben als Du versprachst, Victor!" fing sie den Vetter zu necken an.

„Wir hatten sehr wichtige Dinge zu besprechen, denn es waren die bedeutendsten Männer unserer Partei auf dem Schlosse versammelt und da kannst Du Dir' wohl denken, daß ich nicht wegkonnte, wann ich wollte."

„Oder wolltest nicht als Du konntest! Hast Du in Bobersdorf auch politische Freunde?"

Victor erröthete und schien verlegen.

Etelka lachte. „Eben fand ich unsern Gast in der Halle und erfuhr durch ihn, daß Ihr gestern Nachmittag und die Nacht in Bobersdorf zugebracht hattet. Warum schwiegst Du darüber? — ei, ei! Vetter!"

„Der Pfarrer ist ein alter Freund unseres Gastes. Wir hatten uns bei ihm ein Stelldichein gegeben. Herr Claudius (das ist der Name des Pfarrers) schien mir, so viel man auf einen Besuch hin urtheilen kann, ein sehr schätzenswerther Mann und ich — ich freue mich, seine Bekanntschaft gemacht zu haben," setzte er leicht erröthend hinzu.

„Also beim Pfarrer waret Ihr!" versetzte das Mädchen; „ich glaubte, es sei ein Gut dort in der Nähe und wollte Dich ein wenig in's Verhör nehmen, mit welchem Rechte Du Besuche machst, indess' Du selbst Gäste hast!"

„Vergebung, meine liebenswürdige Cousine!" rief Victor mit mehr Galanterie als gewöhnlich aus. „Du weißt, ich bin noch immer sehr ungeschickt, einen Hausherrn vorzustellen — Junggesellenwirthschaft!" — Und er sank an ihrer Seite in einen Armstuhl und führte ihre Hand zum Munde.

Etelka, die Gegenwart des in seine Bilder gänzlich versunkenen Geistlichen nicht beachtend, zog ihre Hand zurück, indem sie halblaut und mit einer gewissen Aengstlichkeit in seine Augen blickend, flüsterte: „Victor! was soll das —? Das ist gegen unsere Verabredung. Nicht diese Zärtlichkeit, wenn ich Dir ferner als Freund und Bruder vertrauen soll!"

Victor drückte die Hand, die sie ihm nicht entzogen hatte. „Gutes Mädchen, fürchte nichts! So war es nicht gemeint. — —"

Sie sah ihm treuherzig in's Gesicht. „Doch, wie soll

das enden," flüsterte sie weiter; „Monat um Monat vergeht und noch hast Du auf keinen Ausweg gedacht!"

„Ich verreise morgen wieder; doch nach meiner Rückkehr lass' uns darüber und über andere wichtige Dinge Rücksprache nehmen."

Vörösváry erschien unter der Thür und schmunzelte als er die Gruppirung der Anwesenden bemerkte. Er ging auf den Geistlichen zu. „Verzeihen Sie, Bester! — aber die jungen Leute wissen nicht, was sie thun! Es ist immer eine mißliche Sache, in gewissen Fällen der Dritte zu sein" und lachte selbstgefällig, während Etelka erröthete und Szentimre sich in die Lippen biß. Pater Erwin lächelte und schlug in die dargebotene Hand des Alten.

Ein anderes Gespräch entspann sich; man war heiter und gemüthlich — nur Rohrbach fehlte. Endlich trat er ein, jedoch mit verfinsterter Miene und mit schlecht verhehltem Verdrusse in seinen Mienen.

Szentimre war der Erste, der es bemerkte. „Was gibt's?" begrüßte er den Eintretenden; „hast Du Briefe erhalten? Du scheinst nicht in Deiner gewöhnlichen Stimmung!"

Die Anwesenden richteten fragende Blicke auf Rohrbach.

„Ich muß fort — vielleicht nur für einige Tage — — Briefe mit dringenden Angelegenheiten" — stammelte der junge Mann. — „Ich gehe vor der Hand nach Leutschau," setzte er etwas gesammelter hinzu —"

„So schnell!" warf halbgrollend Vörösváry ein.

„Morgen mit dem Frühesten. Doch ich kehre zurück; ich hoffe es zuversichtlich."

„Wenn's denn sein muß" — entgegnete halbbeschwichtigt der Alte — „gut! Doch, junger Mann, schlagen Sie sich Ihre Geschäfte aus dem Kopfe und lassen uns den Abend noch fröhlich zubringen."

Nach der Abendtafel hielten P. Erwin und Rohrbach ein kurzes Gespräch in einer Fensternische, und Letzterer ging zeitlich auf sein Zimmer.

Herr v. Vörösváry vernahm mit einigem Aerger auch seines Neffen neuerdings bevorstehende Abwesenheit, war mißlaunig und zog sich gleichfalls früher zurück. Etelka folgte ihm; Victor und der Geistliche blieben allein.

„Was treibt unsern Freund von hier?" begann Victor, indem er sich im ganzen Zimmer umsah und auf den Eckdivan niederließ. „Kommen Sie, setzen Sie sich hieher, wir sind jetzt hier am ungestörtesten und mich drängt's, mit Ihnen zu sprechen."

„Das weiß er selbst nicht genau," erwiederte Pater Erwin, indem er Victors Einladung folgte; „er zeigte mir einen Brief seines ehemaligen Chefs, Herrn Reinhardt, der lakonisch genug ist, um nicht klug daraus zu werden. Er ersucht darin unsern Freund, zu ihm zu kommen, da er mit ihm über Dinge zu sprechen habe, von denen möglicherweise Friedrichs ganzes künftiges Glück abhänge; er erspare sich die weitere Erklärung auf ihre persönliche Zusammenkunft u. dgl. Kurz, keine deutliche Spur von einem bestimmten Gegenstande."

„Ich begreife," fiel Victor ein, „daß so unbestimmte Worte Grund genug sind, zur Eile zu treiben; solche Ungewißheit ist sehr aufregend!"

„Ich billigte auch seinen Entschluß und er wird vielleicht schon nach Mitternacht abreisen. Aber Sie selbst, Herr v. Szentimre, wollen schon wieder Ihre Gäste verlassen?"

„Nur für einige Tage. — Sie werden schon die Güte haben, einstweilen meine Stelle einzunehmen; setzen Sie Ihre Beobachtungen bei meiner Cousine fort, und wir besprechen uns wieder —"

„Um Vergebung! Könnte das nicht gleich jetzt geschehen? Was ich in der Sache zu wissen brauche, weiß ich und wenn ich einige Worte, die heute in meiner Gegenwart zwischen Ihnen und Ihrer Cousine gewechselt wurden, recht verstehe, so dächte ich, wäre es Zeit zu handeln."

„Sie haben recht; doch die Sache ist kitzlich und ich bin noch durchaus nicht im Reinen darüber, wie ich es anfangen soll, mich herauszuwinden. Ach! ich bereue unendlich, nicht gleich Anfangs den geraden Weg eingeschlagen zu haben; sei's, daß ich den Eigenwillen meines Oheims zu streng beurtheilte, sei's, daß ich einem gewissen Hang zur Intrigue, der mir entweder angeboren oder durch meine politische Thätigkeit zur Natur geworden ist, zu sehr nachgegeben, gleichviel, ich hab' unüberlegt meiner Cousine und meines Freundes Glück, selbst mein eigenes auf ein etwas unsicheres Spiel gesetzt. Ich bin nichts weniger als ein Heirathsstifter wie so manche Andere; allein ich hielt es für eine passende Gelegenheit, eine Ausnahme von meiner sonstigen Handlungsweise zu machen, als ich bemerkte, daß sich zwischen Rohrbach und Etelka ein Verhältniß gebildet hatte, dessen Bedeutung Keines sich zu

gestehen wagte, obwohl sie es Beide mehr oder minder ahnen mochten. Als ich die Entdeckung machte, war Rohrbachs äußere Stellung im Leben durchaus keine solche, die ihn berechtigt hätte, irgend einen Schritt näher zu treten und sich mit Hoffnungen zu schmeicheln, wie sie vielleicht bereits in seinem Herzen zu keimen anfingen. Er hatte sein Vermögen einer Unternehmung geopfert, die man allgemein für sehr zweifelhaft ansah. Da ich der Ueberzeugung bin, daß Etelka mit ihm glücklich werden würde, andrerseits aber auch meinen Freund genugsam kannte, um zu wissen, er werde eher seine Leidenschaft unterdrücken als seine äußere Stellung einer Frau verdanken wollen, beschloß ich, thätig einzuwirken und womöglich ein erwünschtes Ende herbeizuführen. Ich erkundigte mich bei einem sachverständigen Manne um den Zustand der Geschäfte Rohrbachs und erfuhr, daß es ihm vorzüglich an einem Betriebskapital fehle und daß mit Hilfe eines solchen allerdings ein günstiges Resultat seiner Arbeiten noch möglich sei. Ich wollte ihm dasselbe zuwenden, ohne es merken zu lassen und machte mich — zum Erstaunen der ganzen Umgebung — zu seinem Compagnon; es gelang — Rohrbach wurde ein wohlhabender Grubenherr. Inzwischen aber entwickelte mein Oheim seine Plane und ich war schwach genug, vor der Hand scheinbar nachzugeben und, wie ich Ihnen bereits erzählte, meine Verbindung mit meiner Cousine blos in's Weite zu verschieben. Zufällig blieb die Sache nicht so geheim als ich gewünscht hätte; unser Freund scheint davon gehört zu haben, oder es doch aus des Oheims Benehmen zu errathen und es ist leicht begreiflich, daß er nur in seinem

Innern förmlich entsagte, da er mich als den Bräutigam betrachtet. Ich habe Sie hieher gebracht und ihn dadurch gleichfalls hergelockt, um, ehe der Funken in seiner Brust erlöscht, ihn neu anzufachen; allein obwohl dieß geschehen ist, so geschieht doch nichts für meine Absichten, da beide Liebende zwar innerlich sich geneigt sind, doch zugleich jede Hoffnung aufgegeben haben, sich anzugehören."

„Hier zu sprechen ist nicht räthlich, und die Sache sich selbst überlassen, gefährlich, da Friedrich viel abwesend und keine Gelegenheit da ist, wodurch ein Schmelzen jener Rinde herbeigeführt werden könnte, die ihre gegenseitigen Gluten umhüllt. Denken Sie nach, und nach meiner Rückkehr handeln wir nach gemeinsamem wohlüberlegten Plane!"

„Sie haben Recht, Herr v. Szentimre!" erwiederte der Mönch, „die krummen Wege zu bereuen, die Sie in der Sache eingeschlagen haben; ich glaube, es muß jedenfalls zum geraden Wege zurückgekehrt und Alles aufgegeben werden, was nach Intrigue aussieht. Daß dabei Vorsicht angewendet werden muß, um nicht Ihr bisheriges Spiel zu verrathen und somit vielleicht die Leute gegeneinander zu erkälten, ist klar. Ueberlassen Sie die Sache mir und denken Sie darüber nach, wie Sie sich gegen den Oheim benehmen wollen, um ihn nicht zu enttäuschen."

„Ich habe dafür schon einigermaßen eine Idee — sie ist noch nicht ganz reif" — entgegnete schnell Victor „Nun aber gute Nacht! Nur noch kurze Zeit Intrigue

und dann offen und gerade gehandelt. Hole der Geier meine Intriguen! — Gute Nacht!"

Sie schieden und den folgenden Nachmittag verließ auch Szentimre das Haus, in welchem Vörösváry's mit dem Geistlichen allein zurückblieben.

XIX.

Herr Reinhardt empfing Friedrich auf's Herzlichste und führte ihn alsbald in sein Arbeitskabinet. „Die Gründe“ — begann der Alte, indem er sich an seinem Schreibtische niederließ — „die Gründe, weßhalb ich Sie, mein junger Freund, so dringend bat, mich zu besuchen, sind wichtig genug, um meine Unbescheidenheit, Sie der Gesellschaft werther Freunde entzogen zu haben, zu entschuldigen. Sie wissen, daß gleich nach der Vermählung meiner Tochter das junge Paar abgereis't ist, um nach jetziger Sitte die Flitterwochen auf der Landstraße und im Auslande zuzubringen. Auf dem Wege nach München, wohin sie sich zuerst begaben, trafen sie zufällig in der Nähe eines Gutes, das Ihr Herr Oheim besessen, mit einem von dessen Gutsnachbarn zusammen, der, als sich im Gespräche zeigte, daß Ihre Person meinen Kindern bekannt sei, Sie zu bedauern anfing, von einem wahrscheinlicherweise Ihnen gespielten Betrug sprach und ziemlich deutlich zu verstehen gab, er und die ganze Umgegend betrachten Ihren Vetter als unrechtmäßigen Besitzer der Güter Ihres Oheims. Hier ist der Brief selbst.“

Friedrich durchblickte mit Erstaunen die Zeilen, worin das Ebenerwähnte in Kürze berührt war und legte still mit dem Kopfe schüttelnd das Blatt auf den Tisch zurück.

„Es ist leicht möglich,“ bemerkte er, „daß die Leute in Erinnerung der väterlichen Liebe, die mir mein Oheim angedeihen ließ, mich als den muthmaßlichen Erben seines Vermögens betrachten; allein wenn ich andrerseits bedenke, daß in dem Testamente desselben mir gerade so viel zugewiesen war, um dem Plane meines Oheims gemäß meine technische Bildung zu vollenden und mich in die Lage zu versetzen, meinen eigenen Weg zu versuchen — so will mich fast bedünken, als sei darin die Absicht ausgesprochen, seine mir Zeit seines Lebens zugewandten Wohlthaten gerade nur so weit auszudehnen, als zur Begründung eigener Erwerbsthätigkeit nothwendig war. Ich, der ich meine ganze jetzige Existenz dem Wohlwollen und der Güte meines Oheims verdanke, habe keine Ursache, auch auf seinen Nachlaß Ansprüche zu erheben, den er vielleicht mit gutem Vorbedacht jenen Verwandten zugewendet, um die er sich im Leben nicht viel gekümmert.“

„Diese Denkungsweise macht Ihnen Ehre, junger Mann,“ erwiederte Reinhardt; „allein — verzeihen Sie mir — sie ist nicht sehr praktisch. Ich meinestheils habe in meinem ganzen Leben die Erfahrung gemacht, daß man sich auf dem Sterbebette Derjenigen am leichtesten erinnert, die man im Leben geliebt und sich selten in seinem Testamente um Leute bekümmert, die einem nicht werth und lieb waren. Derlei testamentliche Großmuthsanwandlungen kommen im wirklichen Leben nicht so häufig vor als junge

Leute denken und ich rathe auch Ihnen, sich von Ihrer edlen Gesinnungsart nicht zu Ihrem eigenen Schaden irreführen zu lassen. Doch lassen Sie uns die Umstände näher erörtern. Kennen Sie Ihren Vetter?"

„Nur wenig, wir sahen uns nur selten; auch ist er viel älter als ich und gab sich, als ich noch ein Knabe war, mit mir wenig ab."

„Was ist Ihnen von seinem Charakter bekannt?"

„Zu wenig, um mit Sicherheit davon sprechen zu können. Er gilt für einen sehr tüchtigen Geschäftsmann. Man rühmt seinen Unternehmungsgeist und seine Umsicht und Vielseitigkeit in Geschäften. Er war ehemals Advokat, ist es vielleicht noch, hatte aber immer nebenbei mannigfache Verbindungen mit Fabriks- und Aktienunternehmungen mancher Art."

„Und was sagt der Ruf von seiner Rechtlichkeit?"

„Ich habe nie etwas Nachtheiliges gehört."

„Doch, doch, mein junger Freund!" begann nach einer kleinen Pause Herr Reinhardt von neuem, „sollten Sie die Sache nicht so ganz auf sich beruhen lassen. Derlei Gerüchte sind, wenngleich keine hinlängliche Autorität, doch nicht ganz zu verachten. Zudem sind Sie an Ihren Vetter durch keine Bande gefesselt, die besondere Pietät erfordern würden. Machen Sie Schritte, sich zu überzeugen."

„Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben," entgegnete der junge Mann; „Ihre Lebensansicht hat die längere Erfahrung für sich. Doch, ich gestehe, daß ich mich ungern dazu entschließe. Jemanden eines wahrscheinlich mit Recht erworbenen Vermögens zu berauben, hat immer etwas

Gehässiges, und im Grunde ist es noch gar nicht sicher, ob ich im Recht handle.“

„Eben davon, denke ich, sollten Sie sich überzeugen.“

„Und dann“ — fuhr Friedrich fort, ohne die Einrede des Alten zu beachten „bedarf ich ja nichts. Ich stehe mich, für meine Person, ganz gut mit meinem jetzigen, durch eigene Kraft (er sagte dieß mit einigem Stolze) erworbenen Vermögen — —“

„Halt, junger Freund!“ fiel Reinhardt ein, „gegen dieß Argument muß ich zwei Einwendungen machen. Erstens, ist gleich Ihr jetziges Vermögen, das Ihnen als ein selbsterworbenes doppelten Werth hat, hinlänglich, so hat es doch zu wenig Garantie. Bergbau auf edle Metalle ist zu sehr dem Zufalle preisgegeben; Ihre erzigen Mittel können plötzlich zu Ende gehen, Ihre Grube kann ersäuft werden, ein Elementarereigniß die Arbeiten und Früchte der Vergangenheit mit einem Mal zerstören; — sollte es nicht besser sein, außer solchem Besitz noch anderweitig stark zu sein? Und dann — das Vermögen ist für Sie hinlänglich — als einzelner Mann sind Sie wohlhabend zu nennen — ei! mein Freund! das ist keine Rede für einen Mann in Ihrem Alter. Wer als einzelner Mann wohlhabend ist, ist es oft nicht mehr als Haupt einer Familie.“

Friedrich wurde sichtlich verlegen und erröthete.

Reinhardt schmunzelte und fuhr fort: „Verzeihen Sie, daß ich diesen Punkt berühre; es ist mir lieb, daß uns die Rede von selbst darauf führt; es war lange schon mein Wunsch, mich bezüglich dieses Gegenstandes gegen Sie auszusprechen. Ihre augenblickliche Bewegung bei der

Erwähnung des Gegenstandes sagt mir mehr, als Sie mir vielleicht freiwillig vertraut hätten. Lassen Sie Ihren alten Freund offen zu Ihnen sprechen. Es ist kaum einem Ihrer hiesigen Bekannten entgangen, daß Sie die trefflichen Eigenschaften der Freundin meiner Tochter zu würdigen wußten. Was Ihre nicht unbeachtet gebliebenen Besuche im Pfarrhause zu Bobersdorf schon länger vermuthen ließen, wurde allgemeine Ueberzeugung, als bekannt wurde, wie ritterlich Sie im Bade die Ehre Ihrer Dame verfochten haben. — Ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht, — ich weiß, was Sie sagen wollen, lassen Sie mich nur erst zu Ende kommen! — Es ist nicht natürlich, daß man einen derartigen Schritt, wie der in den Ehestand ist, nicht zu schnell und leichtsinnig macht; allein es ist eben so gefährlich, in's andere Extrem zu verfallen, — sich zu lange zu bedenken. Daß Sie Ihre Gefühle zurückhielten, so lange Ihre äußere Lage noch eine prekäre war, ist begreiflich; daß Sie auch, nachdem es Ihnen gelungen, sich eine selbstständige Stellung zu gründen, noch zögerten, um sich vielleicht zu überzeugen, ob Ihre Gefühle erwiedert würden, läßt sich erklären; warum Sie aber noch jetzt, nachdem Sie sich einerseits überzeugt haben können, daß man Sie achtet und schätzt, nachdem Sie öffentlich durch Ihr ritterliches Benehmen Ihr Inneres ausgesprochen haben — — warum Sie jetzt noch zögern, ist mir ein Räthsel! Sind Sie zu schüchtern? — gut — ich will Ihnen herzlich gern als Brautwerber dienen; oder sollte Sie" — hier sank Reinhardt's Stimme und sein Auge ruhte prüfend auf Friedrich — „oder sollte Sie der Zwietrachtsapfel unserer Zeit, die

Verschiedenheit der Confession abhalten? Vergessen Sie nicht, daß hier die Schwierigkeiten bedeutend geringer sind, da Sie Katholik, und Bertha Protestantin ist. — Jetzt sprechen Sie, ich bin fertig!"

Friedrich starrte Reinhardt in's Gesicht und wollte reden. Allein die Zunge versagte ihren Dienst, zu viel Gefühle durchkreuzten sein Inneres. Er stand auf, ergriff Reinhardt's Hand, drückte sie und verließ mit dem Worte: „Morgen, morgen!" schnell das Cabinet. Reinhardt schaute ihm nach und schüttelte den Kopf. Sein Gast erschien nicht beim Abendmahle und Herr Reinhardt erzählte seiner Frau das Vorgefallene; doch auch sie konnte sich in dem Benehmen des jungen Mannes nicht zurechtfinden; doch meinte Sie, vielleicht habe die Verleumdung des Offiziers dennoch einen Stachel in Friedrichs Brust zurückgelassen. Reinhardt stimmte ihr halb und halb bei und besann sich, daß Friedrich kälter geschienen, nachdem er von seiner Wunde genesen. Dagegen wendete wohl die Frau ein, daß er seither wieder in Bobersdorf gewesen, was nicht geschehen wäre, wenn er in der That übel von Bertha dächte; — ohne etwas Rechtes vorausbestimmen zu können, gab das Reinhardt'sche Paar es auf, weiter über seinen jungen Freund zu grübeln, und beschloß, in Geduld den Morgen zu erwarten, der Alles aufklären würde. Friedrich aber bestand in seinem Zimmer einen harten Kampf mit sich selbst; er mußte sich klar werden über sich selbst. Als er den folgenden Morgen beim Frühstück erschienen, trugen seine Züge die Spuren einer durchwachten Nacht; am Goldfinger

aber glänzte der Ring mit der Kamee, den er bisher verborgen gehalten hatte.

Herr Reinhardt setzte ihn sogleich in Kenntniß, daß seine Frau Alles wisse, — Friedrichs Angesicht überflog eine leichte Röthe, und man setzte sich zum Frühstück. Reinhardt versuchte einen gemüthlich-scherzhaften Ton anzustimmen, allein es war umsonst, Friedrich blieb ernst. Nach einer Weile begann er von selbst: „Ich habe Ihr gestriges Gespräch wohl überlegt und mich von der Wichtigkeit der mitgetheilten Nachrichten überzeugt. Ich sehe die Nothwendigkeit einer Reise nach den Gütern meines Oheims ein und bin entschlossen, sie baldigst anzutreten. Ich ersuche Sie um einen großen Freundschaftsdienst — nämlich um die Leitung meiner Grube in meiner Abwesenheit und — — und um Ihre strengste Verschwiegenheit über den zweiten Theil Ihres gestrigen Gespräches. Ueber diesen Gegenstand kann ich für jetzt nicht sprechen; allein nach meiner Rückkehr sollen Sie aufrichtige Mittheilungen von mir erhalten. Bewahren Sie mir bis dahin Ihre Achtung, ohne die Gründe zu kennen, die mich bestimmen, so zu handeln. Ich fahre heute Abends noch fort, besuche für einen Tag Szentimre, um Manches mit ihm abzuthun und gehe dann weiter, ohne diese Stadt zu berühren. Nun, wenn es Ihnen gefällig, lassen wir diesen Gegenstand fallen und gehen wir zu andern Dingen über."

Reinhardt reichte ihm die Hand. „Ich will thun, was Sie wünschen, verlassen Sie sich auf mich in Ihren Geschäften und auf meine Verschwiegenheit; doch, sollten wir nicht, ehe Sie mir die auf Ihre Grube bezüglichen Papiere

übergeben, dieselben durchgehen —? Ich liebe es, derlei Geschäfte in völliger Ordnung zu übernehmen!" — Friedrich empfahl sich der Gattin seines alten Freundes und die beiden Bergherren waren nach einer halben Stunde unter Berechnungen, Lohntabellen und Ertrags- und Kostenausweisen begraben. Die Grubenkarten wurden durchgesehen, die Betriebsplane besprochen und Herr Reinhardt übernahm mit doppeltem Vergnügen die Geschäfte seines jungen Freundes, da er sie in so schöner Ordnung vorfand.

XX.

Friedrich fuhr die Nacht hindurch, und der Morgen war schon ziemlich weit vorgerückt, als er sich dem Schlosse Szentimre's nahte. Er ließ den Wagen halten, und den Pferden im Dorfe Futter vorwerfen. Er wollte zu Fuße durch den Park nach dem Schlosse gehen, dort dem Geistlichen, seinem alten Freunde, Alles erzählen, Abschied nehmen von den Freunden und von ihr, die er feurig zu lieben nun sich selbst klar bewußt war, die er, da seine Geschäfte ihn wahrscheinlich längere Zeit entfernt halten würden — wahrscheinlich erst als Szentimre's Gattin wiedersehen sollte. Dieser Gang war der bitterste seines Lebens. Er wünschte daher sich erst an Pater Erwins theilnehmender Brust zu beruhigen, und zog es vor, unbemerkt im Schlosse anzukommen. Langsam und im tiefen Gedanken durchschritt er den Park, als er plötzlich durch einen halberstickten Ruf des Erstaunens, und das Rauschen eines Frauenkleides aus seinen Träumereien geweckt wurde; vor ihm stand, eben von einem Sitze aufgesprungen, in einem einfachen Morgenkleide Etelka. Sie schien im Be-

griffe zu entfliehen, doch Friedrich war zu nahe, es mußten Worte gewechselt werden. Als Friedrich aufblickte, sah er das Mädchen; schnell überflog eine tiefe Röthe ihr Gesicht. „Schon zurück!“ begrüßte Etelka in einiger bei ihr sonst ungewöhnlicher Verlegenheit den Nahenden. — „Um auf längere Zeit Abschied zu nehmen,“ war Friedrichs Antwort, der sich möglichst zu fassen suchte. „Victor ist noch nicht zurück, und mein Vater ist mit dem Pater ausgefahren; sie werden daher wohl, setzte sie mit einigem Lächeln hinzu, Ihren Abschiedsbesuch, wenn es anders Ernst damit ist — ein wenig verlängern müssen, doch — wo kommen Sie her — wohin gehen Sie — erzählen Sie doch. — Sie scheinen ja, fuhr sie nach einer augenblicklichen Pause fort — sehr nachdenkend geworden zu sein — es ist doch kein Unglück —“

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein, kein Unglück! Was mich von hier abruft, und vielleicht einige Zeit ferne halten wird, dürfte im gewöhnlichen Leben eher ein Glück genannt werden.“

„Sie gehen also wirklich fort?“

„Ja, mein Fräulein! ich muß; doch —“ setzte er durch die Wärme in Etelka's Stimme hingerissen, hinzu; „konnte ich es nicht thun, ohne noch einmal das Haus besucht zu haben, worin ich so viel freundliche Theilnahme gefunden.“

„Sie sind so feierlich! Sie erschrecken mich, lieber Rohrbach! Sie kommen doch wieder?“

„Ich denke so, doch vielleicht nicht so bald!“

Etelka schwieg, und es trat eine für beide peinliche

Pause ein, während welcher Friedrich den Handschuh von seiner Hand zupfte.

Nach einer Weile begann das Mädchen wieder: „Sie verbergen uns etwas, Rohrbach! Sie sind anders als sonst. Kommen Sie gewiß wieder? Ihr Abschied ist, als wäre er für weiß Gott wie lange Zeit!“

Das war mehr als Friedrich ertragen konnte. Er seufzte, und rief aus: „Wenn auch ich wiederkehre, wer bürgt mir, daß ich hier Alles finde, wie ich es verlassen? Eine kurze Zeit kann oft große Aenderungen bewirken, und man fühlt sich oft nach kurzer Abwesenheit bei seiner Rückkunft fremder als man es bei seiner Ankunft war!“

„Sie meinen doch nicht, daß Sie uns jemals feind werden könnten“ — ragte ein wenig kleinlaut Etelka.

„Sie werden also meiner nicht vergessen, bisweilen sich erinnern des schlichten Bergmanns, der gern seine Heimath finden möchte, wo ihm menschliche Herzen wohlwollend entgegenschlugen! O mein Fräulein, Sie glauben nicht, wie selig Sie mich dadurch machen. Wiederholen Sie mir noch einmal — Sie wollen freundlich meiner gedenken.“

„Gewiß,“ entgegnete Etelka bewegt. Friedrich ergriff ihre Hand und zog sie an seinen Mund. Doch da erblickte das Fräulein an seiner Hand den Ring mit der Kamee, ein lauter Schrei war die erste Aeußerung Ihres Erstaunens; hierauf einen Schritt zurücktretend, fragte sie mit etwas bebender Stimme und hochgerötheten Wangen: „Dieser Ring ist mein! Wie kommt er in Ihren Besitz!“ Friedrich erkannte, daß der abgezogene Handschuh sein

Geheimniß verrathen; er gestand seinen Fund, und um die Verhehlung desselben zu rechtfertigen, bekannte er seine Liebe. Etelka war tief bewegt, und bedeckt ihr Gesicht mit den Händen. Diese Geberde, die er einem Unwillen über sein Geständniß zuzuschreiben glaubte, erinnerte ihn, daß sie die Braut seines Freundes sei; er erkannte, was er gethan; schnell zog er den Ring vom Finger. — „Verzeihung," rief er! „Verzeihung, mein Fräulein! Ich habe gefehlt — verzeihen Sie meiner Heftigkeit. — Ich habe schon zuviel gesagt; ich muß fort; wir haben uns zum Letztenmale gesehen. Mit Gewalt ihre Hand ergreifend, steckte er ihr den Ring an den Finger. Hier ist der Ring — vergessen Sie mich — aber zürnen Sie mir nicht;" und er drückte einen Kuß auf die weiße Hand, und ehe deren Eignerin Kraft zu Worten finden konnte, war er bereits hinter den Bäumen verschwunden.

Es war zu spät; ihr Ruf konnte ihn nicht mehr ereilen, er war entflohen für immer, entflohen in dem Augenblicke, in welchem sie die Gewißheit seiner Liebe erlangt hatte. Was ihr bisher wohl von Zeit zu Zeit geahnt, daß sie den jungen Bergman liebe, war ihr heute zur unleugbaren Wahrheit geworden; sie hatte aus seinem Munde vernommen, daß er sie wieder liebe, und doch getrennt für immer! Warum floh er sie denn so schnell — was konnte die Verzweiflung bedeuten, die er über sein Geständniß, nachdem es kaum seinen Lippen entflohen, empfand? Sie konnte im Anfang den Schlüssel zu diesem Räthsel nicht finden — bis sie sich an ihr Verhältniß zu Vetter Victor erinnerte. Gewiß mußte er davon gehört haben! Und sie

verwünsche, Victorn nachgegeben und nicht gleich den Zustand ihres Herzens ihrem sonst so guten Vater eröffnet zu haben. „Victor, Victor!“ seufzte sie, und sank auf einen Rasensitz, und begrub das sonst immer lächelnde Antlitz in ihr weißes Tuch, und weinte bitterlich. Es war der erste Schmerz, den ihr Herz erfuhr. Es war gegen Mittag, als sie daran dachte, sich in's Schloß zurück zu verfügen; sie ging auf ihr Zimmer! Als die Herren nach Hause kamen, ließ sie ihnen sagen, sie sei unwohl, und werde auf ihrem Zimmer bleiben. Der Vater besuchte sie zwar, fand sie aber sehr verstimmt.

„Armes Kind! schon so früh! Auch deine gute Mutter litt viel an Migrainen! Ich glaube man nannte es anders damals — gleichviel! — — Willst Du etwas essen, ein Hühnchen kann Dir nicht schaden!“

„Danke, lieber Vater!“

„Sprich, was kann ich Dir Angenehmes machen, mein Kind? Dir ist doch schon etwas besser?“

„Ich brauche nichts als Ruhe!“

„Du gehst zu früh in's Freie, und nimmst nie ein Häubchen! Dein Uebel kommt von Verkühlung!“

Die Leidende schwieg!

Als Vörösváry sah, alles sei umsonst, die Kranke zu erheitern, ließ er sie ruhig, und hoffte das Beste von der Ruhe, die sie selbst gewünscht hatte.

Er aber ging hinab zu Pater Erwin, und sie verbrachten den Tag miteinander. Bläßer und stiller als gewöhnlich erschien den folgenden Tag Etelka wieder im häuslichen Kreise, welchem jedoch immer noch der jugend-

liche Herr des Hauses fehlte. Etelka sah seiner Ankunft mit einigem Bangen entgegen. Heute war der Tag, an welchem die Briefe aus der nächsten Station gebracht wurden. Während Vörösváry eine Zeitung nach der andern durchflog, und Etelka mechanisch im Modejournal blätterte, erbrach Pater Erwin einen an ihn angelangten Brief, der die Postzeichen einer nahen Stadt trug. Er war von Rohrbach geschrieben, und enthielt in Kürze die Nachricht von seiner Geschäftsreise, die Bitte ihn den H. H. Vörösváry und Szentimre zu empfehlen. Ueber die Ursache seines Nichterscheinens auf dem Schlosse versprach er dem Freunde im nächsten Briefe genaue Mittheilung.

Etelka brauchte ihre ganze Kraft, um bei dem, was Pater Erwin aus seines Freundes Brief mittheilte, ihre Fassung zu behalten. Der alte Herr bedauerte Rohrbachs Abreise; allein es war ihm lieb, zu vernehmen, daß die Wahrung und Wiedererlangung vorenthaltener Rechte es war, die den jungen Mann aus der Gegend entfernten, denn er wollte ihm wohl, und nahm herzlichen Antheil an den neuen Aussichten auf vermehrte Wohlhabenheit, die sich seinem jungen Freund eröffneten.

Als den folgenden Tag auch Szentimre zurückkehrte, hatte er eine lange Unterredung mit Pater Erwin; er suchte auch eine solche mit seiner Cousine, doch wurde sein Bemühen durch die Ankunft einiger Offiziere vereiltet, die von einer nahen Garnison herübergeritten kamen, einen freundnachbarlichen Besuch abzustatten, zu welchen sie nicht ohne Bedacht einen Zeitpunkt gewählt hatten, wo die

schöne Cousine des Besitzers gleichfalls als Gast im Schlosse weilte. — Doch wir verlassen für einige Zeit den bisherigen Schauplatz der Begebenheiten, um unserm jungen Helden zu folgen, der in einer überaus trüben und gereizten Stimmung dahinfuhr, den Kreuzzug gegen seinen ungerechten Vetter zu beginnen.

XXI.

Ich muß meinen Leser bitten sich in ein unweit der steiermärkischen Gränze liegendes Thal in Oberösterreich zu versetzen. In der Mitte desselben rauscht, durch hie und da vorragende Felsblöcke, in seinem raschen Laufe gehemmt, der Ennsfluß; einzelne kleine Häuser mit kleinen Gärtchen beleben die Ufer desselben, und ziehen sich gegen den Abhang der beiderseits ansteigenden Berge hin, welche vom Fuße bis gegen ein Drittel der Höhe schöne grüne Wiesen zeigen, an die sich höher hinauf dunkle Nadelwälder anschließen; unter diesen zerstreuten Häusern, die nicht das Ansehen eines gewöhnlichen Dorfes haben, ragen an beiden Enden des Thales zwei größere Gebäude hervor. Das eine am Ausgange, oder besser an der nördlichen Wendung des Thales liegend, ist die Kirche, die mit ihrem viereckigen, in ein spitzes Dach endenden Thurme sich recht malerisch ausnimmt. Das Pfarrhaus — tiefer gelegen — ist zum Theil durch den Hügel, auf welchem die Kirche erbaut ist, gedeckt. Man wendet sich, da man kein anderes Gebäude von Bedeutung erblickt, unwillkürlich nach dem entgegensetzten Ende des Thales, wo am Abhange eines

der mehr vorspringenden Berge, durch den dunklen Hintergrund des Tannenwaldes hervorgehoben, sich ein alterthümlich aussehendes, massives Gebäude dem Beschauenden zeigt. Es ist keines der weitläufigen alten Schlösser, die theils halberhalten, theils in Ruinen, die Thäler jenes Gebirgslandes schmücken. Man sieht keine Mauern, Ringgräben und dergleichen Ueberreste eines mittelalterlichen Dynastensitzes. Ein alter, breiter, viereckiger, niederer Thurm bildet den Kern des Gebäudes, woran rechts ein rohes Gebäude — offenbar in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angeflickt wurde; rückwärts erblickt man durch einen kleinen Zwischenraum vom Hauptgebäude getrennt, niedere längliche Häuser, die der vorige Besitzer als Wirthschaftsgebäude seinem Wohnsitze angefügt hatte. In zwei Terrassen, den Abhang des Berges herab, wachsen zwischen schlichten Umfassungen von Astern und Georginen — bescheidene Küchengewächse, eben nicht immer zu ihrem Vortheil von unterschiedlichen alten Obstbäumen überschattet. Eine hölzernes Sommerhäuschen, auf dessen Dach eine kolossale, blecherne Vase — bereits vom Sturme und den Jahren etwas gekrümmt, ist die einzige Zierde dieses nicht sehr umfangreichen Gartens.

In dem erwähnten neueren Anbau befanden sich die Gemächer des Herrn. Ein großer Schreibtisch, und an der Wand angebrachte Fächer mit Schriften, das einfache Hausgeräthe, und die Nummern und Aufschriften über den Fächern gaben seinem Arbeitszimmer ganz das Ansehen einer Kanzlei, wozu es ihm auch diente. Während vor der Eingangsthür ein verhältnißmäßig geringer Theil

des Zimmers durch ein brusthohes Geländer abgetheilt, und für die wartenden Bauern und Arbeiter bestimmt war, wies die geöffnete Seitenthür nach rechts ein Cabinet, mit einem Canapee und einigen politirten Möbeln — das Empfangzimmer des Geschäftsmannes. In einer Ecke des Arbeitszimmers stand ein zweiter mit Schriften bedeckter Tisch, an welchem gewöhnlich ein Schreiber oder sonstiger Offiziant zu arbeiten pflegte. Diesmal war der Stuhl leer, und wir finden den Herrn des Hauses im Cabinette in eifrigem Gespräche mit einer andern Person.

Doctor Alois Greling, der damalige Besitzer des Gutes, war ein mittelgroßer, untersetzter Mann, mit grauen, lebhaften Augen, einem großen Kopf, der nicht so reich mit Haaren bedeckt war, um eine hohe breite Stirne zu verstecken. Er sah sehr rüstig und fast blühend aus, und mochte zwischen 40 und 50 Jahren stehen. Der andere Herr Tobias Kainacher war der Besitzer einer Papierfabrik, und Gerlings Compagnon in mehreren Unternehmungen, doch meist von seinem reicheren und gewandteren Mitbesitzer in einer untergeordneten Stellung gehalten. Er war älter als dieser, und ein sauertöpfisch aussehendes, gelbliches Männchen, das immer viele Zweifel hatte, und schwer zu verständigen war, obschon er sich selbst überlassen, ein unermüdlicher Geschäftsmann, und besonders genau in allen seinen Rechnungen war.

Sie waren bereits einigemal schweigend nebeneinander auf- und abgegangen. „Der junge Mann ist also richtig schon in der Gegend?“ unterbrach der Docter die Pause. — „Außer allem Zweifel; ich habe genaue Nach-

richten; er ist schon vor einer Woche in der Stadt Steyer angekommen, und war schon zweimal hier herum, anscheinend die eine Stunde entfernte Sensenschmiede des Herrn W. zu besehen. Ich weiß indeß, daß er sich nach Ihnen, Ihren Verhältnissen, nach den Umständen, die seines Oheims Tod begleiteten, und derlei Dingen erkundigt hat, die mir aufgefallen sind, und die ich nöthig hielt Ihnen mitzutheilen. Und dabei zuckte Herr Kainacher mit den Achseln, und machte eine ihm eigenthümliche Bewegung mit dem rechten Ellenbogen, die mit einem Hinaufziehen der beiden Mundwinkel in Verbindung zu sein schien.«

„Ich danke Ihnen,“ entgegnete Gerling; „auch ich hatte schon von den Absichten des jungen Rohrbach Nachricht durch meinen Agenten in Wien, bei dem er unvorsichtigerweise einige Nachfragen gestellt hatte. Allein seine unmittelbare Nähe bedenkend, und die Wichtigkeit erwägend, sich gleich anfangs in eine möglichst vortheilhafte Position gegen ihn zu versetzen, sollten wir, dächte ich, uns vorläufig einen Operationsplan entwerfen. Wenn ich gleich, so lange ich in der Praxis bin, nie um den Ausgang eines meiner Prozesse in Sorgen war — so liegt mir doch in vorliegendem Falle, in Anbetracht meines höchstnöthigen Credits, daran, das Ausbrechen eines förmlichen Rechtsstreits zu vermeiden, als welcher, wenigstens coram publico den Ausgang, und somit den Besitz meiner liegenden Güter in Zweifel stellen könnte.“

„Allerdings wünschenswerth,“ bemerkte der Andere, indem er sich mit dem Ellenbogen die Rippen spornte;

„die Möglichkeit, diesem drohenden Uebel zu begegnen, ist mir denn doch nicht so ganz klar! Wenn der junge Mensch irgend einen Rechtstitel gegen Ihren Besitz aufzubringen im Stande war, so bleibt nichts übrig als ihn im Rechtswege zurückzuweisen. Ich begreife überhaupt gar nicht, was er anführen kann; er ist mit dem Codicill des alten Rohrbach abgefertigt, da Sie obendrein näher mit dem seligen Onkel verwandt sind.“

„Ganz recht, mein Freund!“ unterbrach der Doctor, „das Recht der gesetzlichen Erbfolge spricht allerdings für mich, und sichert mir auch den Ausgang des Prozesses, allein die Welt, die nur zu gut weiß, daß mein Oheim mit seiner Schwester, meiner Mutter, eben nicht zum besten gelebt, und mich minder als seinen Neffen betrachtete, als vielmehr, nachdem ich meinen Stand gewählt, aus Rücksicht meiner Verwandschaft — mit ihm zu seinem Geschäftsführer und Rechtsfreund erkoren hat, hatte sich erwartet, er würde den früh verwais'ten Sohn seines Vetters des Justizrathes Rohrbach, den er stets sehr geliebt, und auf seine Kosten herangebildet, und auf Reisen geschickt hatte, zum Universalerben einsetzen. Auch hätte der Alte es gewiß gethan, denn er hielt viel auf Fortpflanzung des Besitzes unter gleichem Namen, hätte ihn nicht der Tod zu früh ereilt. In einer Anwandlung von Todesfurcht mag er das Codicill verfaßt haben, das ich nach seinem Tode unter den Papieren hervorkramte, und worin der junge Friedrich Rohrbach die Reisekosten eines Jahres, und ein kleines Capital als Legat erhielt. Als näherer Verwandter trat ich die mir ab intestato zufallende Erbschaft

an, und verständigte den jungen Mann nach seiner Rückkehr aus dem Auslande von Allem. Er mochte sich in seinen Erwartungen getäuscht finden, und antwortete mir höflich aber trocken. — Einige Zeit später — er war mittlerweile nach Ungarn gegangen — kündigte er mir das noch bei mir anliegende Capital auf, und seitdem habe ich bis jetzt wenig von ihm gehört. Er soll sich in Ungarn in Bergbauunternehmungen eingelassen haben, und mag in der Klemme sein, daher er auf den Einfall kommt mir meine Erbschaft abzustreiten. Vielleicht hat ihn Jemand dazu aufgereizt, denn es ist sonderbar, daß er erst jetzt auf diesen Gedanken kommt, und die Mißgunst, mit der mein Nachbar jenseits des Thals auf meinen wachsenden Wohlstand blickt, bedenkend, macht mir eine Aufreizung von dieser Seite her nicht unwahrscheinlich. Zudem war er ein Freund meines Oheims, und wußte wahrscheinlich um dessen muthmaßlichen Erbverfügungen, deren Darniederschreibung zu meinem Glücke unterblieb.“

Kainacher schien halb und halb befriedigt, und fragte, auf welche Weise sein Freund die Absichten des präsumptiven Gegners zu vereiteln gedächte.

„Auf die einfachste Weise von der Welt. Ich komme ihm als einem Verwandten entgegen, überhäufe ihn mit gemüthlichem Wohlwollen — kurz thue, als wüßte ich um seine feindseligen Absichten nicht. Ist er noch so, wie er vor seiner Reise war, als ich ihn das letztemal sah, so geht er in die Falle, wird von meiner Liebe gerührt, und läßt sich von meinem Rechte auf freundschaftlichem Wege überzeugen. Ist er etwa in der Klemme mit seinen eigenen

Angelegenheiten, so helfe ich ihm ebenfalls heraus, wenn er nicht zu tief steckt und benütze seine Kenntnisse und seine Dankbarkeit bei meinen eigenen Eisenwerken in Steiermark, die er bei Lebzeiten des Oheims als sein künftiges Erbtheil zu betrachten gewohnt war und deren Verhältnisse er gut kennt. Ha, ha, ha! die Sache kann sich sogar noch ganz vortheilhaft für mich gestalten."

Und der reiche Mann blieb stehen, rieb sich die Hände nnd blinzte mit den kühnen grauen Augen dem kopfschüttelnden Compagnon in's Gesicht.

Dieser zuckte und wendete mit seinem gewöhnlichen näselnden Tone ein: „Wenn aber der junge Herr mißtrauisch wäre — he?"

„Das hält nicht so lang an — so lang man jung ist, wie er — und dann denke ich mir einen mächtigen Verbündeten zuzugesellen." Und der Advokat blinzelte nach der Richtung, in welcher das Hauptgebäude lag, dessen scharfvorspringende Ecken und düstre Mauern durch das Fenster sichtbar waren. „Meine Tochter", fuhr er fort, „ist, von aller väterlichen Eitelkeit absehend, ein ganz hübsches Mädchen — ein wenig romantisch; mein Vetter ist gleichfalls jung und ein gar nicht übler Junge — hm! was meinen Sie?"

„Wenn sich aber die jungen Leute wirklich — —", zweifelte der Compagnon.

„Werde ich bei Zeiten ein Ende machen. Uebrigens sähe ich es gerade nicht ungern, wenn meine Tochter bei der Gelegenheit etwas von ihrer Romantik abnützte. So eine erste Liebe — ich kenne das — ist ein guter Em-

pfindsamkeitsableiter. In Steier also, sagen Sie, hat mein Vetter seine Residenz aufgeschlagen?"

„Wie ich sagte."

„Gut! so expedire ich heute noch ein wohlstylisirtes Bewillkommungsschreiben dahin und lade ihn ein, zu mir zu kommen und ich wette zehn gegen eins, er ist morgen oder übermorgen bei uns. Sie werden dann urtheilen können, ob ich gut spekulire."

„Bedaure sehr, werther Freund! Doch ich kann meine Reise nicht mehr länger verschieben. Uebermorgen ist eine Versammlung der Aktionäre für den Bau eines Schiffes zur Fahrt auf der obern Donau; ich habe zwanzig Aktien — ich muß heute noch fort."

„Wenn Sie können, verkaufen Sie alle, rathe ich Ihnen," rief ihm Gerling zu, „Sie werden sehen, die Sache schlägt fehl."

„Ich glaube nicht; mich hat ein Mechaniker versichert —"

„Nun, wenn Sie glauben!" — unterbrach ihn der Advokat, der vielleicht nicht ungern sah, daß sich sein Compagnon ruinirte. Ich bringe meine Ansicht Niemanden auf" — und somit verbreiteten sie sich weiter in ihren eigenen Angelegenheiten, die von keiner Wichtigkeit für unsere Erzählung sind. Es genüge, zu erwähnen, daß noch denselben Vormittag ein Brief folgenden Inhalts an Rohrbach abgeschickt wurde:

„Lieber Vetter!

Durch einen meiner Geschäftsfreunde vernehmend, daß Du in irgend einer Angelegenheit in unserer Gegend ver-

weilest, konnte ich nicht umhin, zu wünschen, daß unser, nicht durch meine Schuld unterbrochener freundlicher Verkehr wieder angeknüpft werden möge. Wenn es Deine Geschäfte erlauben, bis zu ihrer Beendigung bei uns zu verweilen, so wirst Du uns ein großes Vergnügen machen. Vielleicht kann ich Dir mit irgend etwas an die Hand gehen, was ich mit vielem Vergnügen thun würde. Wenn ich recht höre, so bezieht sich Deine Anwesenheit auf die Idee, Dich einer hiesigen Hammerwerksunternehmung anzuschließen. Du kannst bei mir vielleicht Gelegenheit finden, Dir die nöthigen Auskünfte zu verschaffen. In der Erwartung, Dich baldigst mündlich zu begrüßen, zeichne ich mich ohne weitere Ceremonie Deinen

aufrichtigen Freund und Vetter.

Gerling überlas den Brief noch einmal. „Gut!“ — sprach er vor sich hin — „der Zweck, den ich seiner Anwesenheit untergelegt habe, führt ihn vielleicht über meine Kenntnisse seiner wahren Absichten irre!“ — Und nach Abfertigung des Boten verfügte er sich in die Gemächer seiner Tochter, die seinem ländlichen Haushalte vorstand und die Räume des breiten Thurms, mit einziger Ausnahme des Speisezimmers und zweier Gastzimmer im obern Stocke, zu ihrem Wohnsitze erwählt hatte.

Im Sitzzimmer fand er seine Tochter mit einer Stickerei beschäftigt, und ihr gegenüber Herrn Tobias Kainacher, der sich die vergebliche Mühe gab, ihr das eigentliche Wesen, wie er sich ausdrückte, einer Aktiengesellschaft auseinanderzusetzen.

„Meine Tochter!“ — begann Gerling die Conversation — „wir werden sehr wahrscheinlich dieser Tage einen Gast erhalten — Herrn Rohrbach, einen Verwandten. Halte ein Zimmer für ihn in Bereitschaft.“

„Rohrbach?“— fragte das Mädchen, von ihrer Arbeit aufblickend — „ist das nicht derselbe, der, wie die Leute im Hause erzählen, ein Liebling des alten Onkels war und in die Fremde gegangen ist?“

„Derselbe. Du warst noch in der Erziehung in Wien, als er diese Gegend verließ. Er soll ein etwas abenteuerlicher junger Mann sein; — indeß' er bleibt unser Verwandter und ich habe nicht nöthig, Dir ein angemessenes Benehmen gegen ihn anzuempfehlen.“ — Hiemit meinte Gerling, die Phantasie des Mädchens im voraus gereizt zu haben und warf seinem Geschäftsfreunde einen bedeutenden Blick zu. Um ihr Zeit zu lassen, diese interessante Neuigkeit gehörig zu verarbeiten, vertiefte er sich mit Kainacher in ein ernstliches Gespräch, bis Herr Fischer, des Doktors Sekretär und Faktotum, eintrat, — ein junger Mann von einnehmendem Aeußern und angenehmen Sitten, wie es schien. Bald darauf wurde das Mittagsmahl angesagt und die Anwesenden verfügten sich in den Speisesaal. Nach Tische reis'te Kainacher ab. Um das Bild des Hauses vollkommen zu machen, in welches wir unsern Helden einführen wollen, erübrigt uns noch Einiges über Herrn Fischer zu sagen, der mit zum kleinen Familienkreise gezählt wurde, und wegen seiner Geschicklichkeit und Verwendbarkeit die Gunst seines Prinzipals besaß. Fischer war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Wien, der

jedoch viele Kinder hatte und daran denken mußte, seinen Söhnen wenigstens die Möglichkeit einer Zukunft zu bieten, die von ihrem dereinstigen nicht sehr bedeutenden Erbe unabhängig wäre. Daher wurde der eine bestimmt, den Vater im Comptoir zu ersetzen, ein anderer studirte Medizin, ein dritter war bereits Lieutenant und der älteste — Richard — ein aufgeweckter heller Kopf, dem anfangs die Thronfolge in des Vaters Waarenreiche zugedacht war, hatte darauf verzichtet und durch die pekuniären Zuschüsse von Hause der ersten Lebenssorgen enthoben, seine Jugend dazu anzuwenden beschlossen, sich auf eine größere industrielle Laufbahn vorzubereiten. Nach einer sorgfältigen Ausbildung und einigen in Gesellschaft eines Compagnons seines Vaters unternommenen Reisen finden wir ihn als einen jungen Mann von 27 Jahren im Hause des unternehmenden Gerling, der ihm der Mann zu sein schien, an dessen Seite er sich für's praktische Leben am besten würde ausbilden können. Gerling seinerseits erkannte bald des Jünglings industrielles Genie und schätzte seine in so jungen Jahren seltene kalte Ueberlegung. Dabei war er kein trockener Zahlenmensch, sondern die Gehäbigkeit des elterlichen Hauses, seine Reisen und sein langer Aufenthalt in der Residenz hatten aus ihm zugleich einen angenehmen Gesellschafter gemacht. Dieß entging Herrn Gerling keineswegs, der, wenngleich durch und durch Jurist und Geschäftsmann, der Welt nicht entfremdet war und Weltkenntniß für eine unentbehrliche Eigenschaft eines Mannes hielt, der in unsrer Zeit sein Glück machen wollte. Fischer war daher seines Prinzipals Liebling und vereinte unter

dem Titel Sekretär alle Geschäfte, die jener für zu wichtig hielt, um von seinem übrigen Kanzleipersonale behandelt zu werden. Ihm überließ es Herr Gerling sehr oft, gemeinsam mit seiner Tochter die Honneurs seines Hauses zu machen und überall, wofür sich des Prinzipals Geschäftswirkungen erstreckten, genoß Herr Richard Fischer die schmeichelhafteste Anerkennung. Dabei hatte er hellen Blick genug, um bei sich seinen Prinzipal zu controliren und sich nicht fester an ihn zu binden, als sein eigenes Interesse ihm zu gestatten schien.

XXII.

Gerling hatte sich nicht verrechnet. Sein Brief, welcher Friedrich anfangs sehr in Erstaunen setzte und etwas Argwohn erweckte, that vollkommen seine Wirkung; denn letzterer schwand, als sich aus dem Briefe herausstellte, man habe von dem Zweck seiner Hieherreise ganz andere Vermuthungen. Zwar sträubte sich des Jünglings Zartgefühl gegen den Gedanken, die Gastfreundschaft desselben Mannes anzunehmen, welchen er gekommen war seines Besitzes zu entkleiden und als einen Unredlichen darzustellen; endlich aber überrang nach mehrmaligem Ueberlesen des Briefes der Entschluß, selbst mit Gerling zu reden, alle Bedenklichkeiten und er fuhr nach dessen Gute ab. Konnte nicht das Gerücht ein falsches und sein Vetter ein ehrlicher Mann sein? War es nicht sogar nach der freundlichen Einladung, die er empfing, wahrscheinlich? Denn wer würde sich im Bewußtsein eines Betruges gerade jenen Mann in's Haus laden, dem am meisten an der Entdeckung desselben gelegen war! So geschah es, daß schon zwei Tage nach Absendung des listigen Briefes Friedrichs Wagen an den Berg hinanrollte, an dessen Abhang seines Vetters

Haus sich befand. Gerling empfing ihn mit einer gewissen männlichen Herzlichkeit, die ohne übertriebene Zärtlichkeit nur den Charakter einer biedern Offenheit an sich trug; diese schien ihm gegen den jungen Gegner im Anfang das Geeignetste. Nach den ersten Begrüßungen, die Friedrich, der wohl einsah, daß er nicht schon am ersten Abend schicklich seine eigenen Absichten erklären könne, mit einiger Steifheit und Verlegenheit aufnahm (Gerling fand das natürlich und that, als bemerkte er nichts), etablirte er sich in den Gastzimmern im Hauptgebäude, welches das alte Schloß genannt wurde. Er wagte nur gleich anfangs eine Anspielung auf Geschäfte, die ihm schwerlich lange erlauben würden, sich der freundlichen Aufnahme zu erfreuen, wurde aber von Gerling mit den Worten unterbrochen und zur Ruhe gewiesen: „Höre mir, Vetter! Alles zu seiner Zeit. Abends ist keine Zeit zu Geschäften; auch sind wir miteinander noch zu wenig bekannt, als daß ich nicht wünschen sollte, Du möchtest ein paar Tage unserem Familienkreis widmen, ehe Du dich in Geschäfte vergräbst. Ich bin selbst Geschäftsmann und werde Dich nicht hindern, denn ich weiß, wie wichtig Zeit und Umstände sind; allein in vorliegenden Verhältnissen haben ein paar Tage sicher nichts zu bedeuten. Also! wir haben heute Freitag — morgen also, am Samstag, kannst Du ohnedieß im Geschäfte wenig vornehmen; Sonntag, versteht sich, bleibt man unter sich, — aber Montag lasse ich Dich frei und Ohr und Hand stehen Dir zu Diensten, wenn Du meines Rathes und meiner Hilfe bedarfst." Friedrich mußte sich also gedulden, und er war fast froh darüber, noch

nichts gesagt zu haben; denn die biedere Gutmüthigkeit des Vetters rührte ihn, und er machte sich's, ungeachtet so Manchem, was er seit einigen Tagen von ihm gehört hatte, doch beinahe zum Vorwurf, ihn eines so schlechten Streiches fähig gehalten zu haben. — „Wir bringen den Abend am besten in den Zimmern meiner Tochter zu" — fuhr Herr Gerling verschmitzt fort— „Du kennst sie, glaube ich, noch nicht, denn sie war in der Erziehung, als wir bisweilen in diesem Hause — noch bei Lebzeiten unsers guten Oheims — zusammentrafen." — Friedrichs Stirne runzelte sich ein wenig. — „Doch, ich denke, Du bist fertig — gehen wir!" — Und sie stiegen herab und traten in das Sitzzimmer. Es war leer; Gerling entfernte sich durch eine Seitenthür, um seine Tochter zu holen, Friedrich blieb allein. Dieses Zimmer war des guten Oheims Empfangzimmer gewesen,— in diesem Zimmer hatte jenes Gespräch stattgefunden, das die Lebensbahn des jungen Mannes bestimmte. Der Argwohn gegen den Vetter begann von neuem den Kampf gegen den ersten guten Eindruck, den sein Empfang gemacht hatte; es war, als ob er nur Angesichts des glatten freundlichen Mannes zurückträte; und in der That bereute Friedrich seinen Verdacht sogleich wieder, als Gerling mit der offenen einnehmenden Miene wieder eintrat, seine Tochter an der Hand führend. Aber kaum hatte er die vorstellenden Worte: „Malvina, unser Vetter Rohrbach begrüßt Dich!" — als beide junge Leute in ein unverhohlenes Erstaunen geriethen und das Mädchen bis an die Schläfe erröthete. Die Reihe des Verwunderns kam nun an Gerling selbst, der mit dem Ausrufe: „Wie!

solltet Ihr Euch bereits kennen —“, sie abwechselnd ansah. — Malvina faßte sich schnell. „Ja wohl, so gewissermaßen! Der Vetter war, ohne daß wir uns kannten, vor mehr als einem Jahre mein Lebensretter.“ Und von neuem erglühten ihre Wangen. Gerling machte große Augen, denn er hatte nie von der Geschichte gehört; — allein Friedrich beeilte sich nun, seinerseits das Räthsel zu lösen. „Ich kann“ — begann er mit etwas Verlegenheit — „ein so hohes Verdienst nicht in Anspruch nehmen; die Sache verhält sich so: Als ich im verflossenen Jahre nach Ungarn reis’te, wohin mich meine Bestimmung führte, begegnete ich auf dem Wege von Linz nach Wien in der Gegend des Stifts Mölk, wo die Donau knapp an der Straße vorbeifließt, einen Reisewagen; der Kutscher war auf dem Bocke eingeschlafen und die Pferde gingen ziemlich nahe am Rande der Straße, die jedoch mit einem Geländer verwahrt war. Ich schlenderte neben meinem Wagen und hielt es für sicherer, den faulen Kutscher schon von einiger Ferne anzuschreien, um etwaigem Unheil vorzubeugen; der Kutscher raffte sich auf, schlug in die Pferde und die zwei im Wagen sitzenden Damen bemerkten mit einem Schreckensruf, daß sie nicht in der Mitte der Straße waren. Ein freundlich-dankender Gruß, als ich am Wagen vorbeischritt, belohnte mich hinlänglich für meinen geringen Dienst, und eben erkenne ich mit Vergnügen in meiner Cousine die Eine jener Damen.“

„Ihre Bescheidenheit verringert Ihre schöne That vergebens“ — entgegnete Malvina, indem sie dem Vetter ihre Hand reichte, der sie ehrerbietig an den Mund führte;

„ich habe mich stets mit innigem Danke Ihrer erinnert und bedauert, Ihren Namen nicht zu kennen.“

„Desto besser!“ — fiel hier Gerling ein — „desto besser; so wird sich Eure Bekanntschaft nun um so schneller machen.“ Und dabei schmunzelte er sehr bedeutend vor sich hin; denn er errieth leicht die Folgen, die dieses Abenteuer seiner romantischen Tochter für seine eigenen Plane haben könne.

„Ei, Vetter! was Du da für eine sonderbare Brustnadel hast“ — änderte Gerling schnell den Gegenstand des Gespräches, indem er den fraglichen Gegenstand aus dem Halstuche des jungen Mannes hervorzog und näher betrachtete. „Ein unscheinbares Steinchen in Gold gefaßt — das ist vielleicht ein zartes Geheimniß?“ — setzte er hinzu, mit dem Finger drohend, indem er die Nadel seiner Tochter zum Besehen hinreichte, welche ihrerseits ihre Blicke vielmehr auf den Vetter richtete, der leichthin erröthend die schalkhafte Anspielung zurückwies. — „Es ist das erste Silbererz, das ich nach langen und kostspieligen Bauten in meiner Grube erbaute. Ich trage es zum Andenken an jene harte Zeit, die diesem Funde voranging.“ Sein Gesicht nahm dabei einen ernsten Ausdruck an, mancherlei Erinnerungen stiegen zugleich mit dieser in seiner Seele auf. „Sie haben also ein Silberbergwerk?“ fragte Malvina, die sich darunter etwas außerordentlich Schönes vorstellte und der ihres Vaters Eisenfabriken viel zu prosaisch erschienen. Gerling, dem es wichtig schien, bei Zeiten zu erfahren, ob er es mit einem reichen oder armen Vetter zu thun habe, ergänzte den Ausruf der Tochter mit einem forschenden: „Und bist Du jetzt damit in Ordnung? Denn

Du scheinst mir anzudeuten, daß Du mit Schwierigkeiten zu kämpfen hattest.“

„Ich bin zufrieden!“— entgegnete Friedrich, indem er sich, dem Beispiele seiner Verwandten folgend, niederließ. „Anfangs hatte ich allerdings einen harten Stand, bis ich das Glück hatte, meine jetzigen Erzlagen aufzufinden. Auch ist es mir sehr lieb, daß ich nur einen Mitbesitzer habe und unumschränkter Direktor unserer Grube bin.“

Das war Herrn Gerling nicht sehr angenehm, zu vernehmen, da er begreiflicherweise mit einem verarmten Gegner ein leichteres Spiel gehabt hätte. Allein in Malvina's Augen stieg Friedrich immer mehr. Sie hatte bereits ihren vermeinten Lebensretter zum Helden ihrer Phantasie gemacht, als sie in ihm ihren Verwandten und zeitweiligen Hausgenossen kennen lernte; Friedrichs ernstes Wesen erhöhte in ihren Augen die Vortheile seines angenehmen Aeußern; und nun gar ein Besitzer von Silbergruben! Auch widrige Schicksale hatte er erfahren — der arme Vetter! Sie war recht herzlich froh, ihn wenigstens jetzt zufrieden zu wissen. Man sprach eine Weile von verschiedenen Dingen, als auch Fischer die Gesellschaft vermehrte, und sogleich mit Rohrbach bekannt gemacht wurde. Fischer belebte mit seinem Geiste die Unterhaltung und wußte passende Gegenstände auf's Tapet zu bringen, welche bei den sich mehr oder minder dem Geschäftsleben zuneigenden Männern einiges Interesse erregten, ohne gegen den poetischen Geschmack des Fräuleins zu verstoßen. Reisen schienen ihm das passendste — es ließ sich für beide Theile etwas daraus hervorsuchen; auch gelang es ihm dadurch,

Friedrich mehr in's Gespräch zu ziehen, da beide junge Männer in nicht sehr verschiedenen Zeiträumen zum Theil dieselben Gegenden besucht hatten.

Während dieser Unterhaltung hatte Gerling Gelegenheit, einige nähere Beobachtungen über seinen Gegner anzustellen. Es war nicht mehr derselbe sorglose lebensfrische Jüngling, voll Träume von der Zukunft, der er zuvor gewesen. Er schien ihm durch Reisen und Geschäftserfahrungen gereift und würde ihm vielleicht etwas bange gemacht haben, hätte sich nicht hie und da verrathen, daß es der Welt noch nicht gelungen, seine jugendliche Gradheit zu überwinden und seinen etwas schwärmerischen Sinn durch die kalte Wirklichkeit zu erstarren. Im Gegentheile trat Letzterer, genährt durch Friedrichs unglückliche Liebe und die Aufgeregtheit Malvinens angegangen, in manchen Aeußerungen schärfer hervor, als es längere Zeit über der Fall gewesen. Da man sich den ersten Abend bereits hinlänglich einander genähert hatte, schien Friedrich den nächsten Tag schon ein altes Mitglied der kleinen Familie zu sein. Gerling sprach mit ihm scheinbar ohne Zurückhaltung von dem Stande seiner Geschäfte, wobei er nicht unterließ, auf seine weithinverbreiteten Verbindungen anzuspielen und die Nothwendigkeit streng rechtlich begründeter Eigenthumsverhältnisse als die Grundlage einer wirksamen Thätigkeit darzustellen. Friedrich wurde, da er meinte, seine Absichten seien dem Vetter fremd, durch solche Reden und Vertraulichkeiten gewaltig beirrt und fürchtete sich in dem Grade mehr auf die erste Besprechung seiner eigenen Angelegenheiten, als Gerlings Hoffnung stieg, die ganze

Sache auf einige Rührungs- und Großmuthsscenen hinauszuspielen. Dabei konnte er jedoch nicht umhin, dem Charakter seines jungen Verwandten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihn sogar liebzugewinnen, was sich schon deßhalb leichter machte, da er sicher hoffte, die Ansprüche desselben auf freundschaftlichem Wege abzuweisen. Er freute sich jetzt auch darüber, daß der nähere Verkehr zwischen Friedrich und Malvina so gut eingeleitet war, und allmälig, indem er sah, daß sich das romantische Mädchen sichtlich zu dem ihr so mannigfach interessant gewordenen Jüngling hinneigte, und dieser in ihr die einzige Person des Hauses erkannte, welcher gegenüber er seinen eigenen sentimentalen Gedanken Luft geben konnte, verließ er sein anfängliches Projekt, seine Tochter blos als Werkzeug, den Vetter zutraulicher zu machen, zu gebrauchen und überlegte bereits, ob nicht aus einer etwaigen Verbindung der jungen Leute bessere Aussichten erwüchsen. Der Schwiegersohn würde selbst, wenn später doch irgendwie über die Erbschaft Zweifel entständen, kein sehr gefährlicher Gegner und in jedem Falle schon jetzt ein ziemlich wohlhabender und sachverständiger Compagnon und Fortführer der Geschäfte des Hauses sein. Je mehr er darüber nachdachte, desto mehr gefiel den Spekulanten der Plan. So war mittlerweile ohne bedeutende Vorfälle der zur Besprechung des Geschäftlichen anberaumte Tag erschienen und von Friedrich mit seltenem Bangen begrüßt worden, denn er mußte sich selbst gestehen, daß, je mehr er seinen Vetter kennen zu lernen vermeinte, sein Glauben an die nachtheiligen Gerüchte über denselben erschüttert wurde.

Auch wußte er nicht recht, wie er gegen den ihm mit so argloser Freundschaft entgegenkommenden Verwandten seine eigentlichen Ansprüche, an deren Rechtmäßigkeit er zu zweifeln begann, anbringen sollte. Nach langem Hin- und Herdenken, während dem er hundertmal seine Hieherreise verwünscht hatte, entschloß er sich, ihm offen Alles zu sagen und sich ganz dessen eigener Biederkeit in die Arme zu werfen. Das war es, worauf der feine Menschenkenner Gerling gerechnet hatte.

Friedrich erschien sichtlich befangen beim gemeinsamen Frühstück und war selbst dem herzlichen Zuvorkommen seiner in der That anmuthigen Cousine minder zugänglich als sonst. Gerling, der einige Ahnungen von dem Grunde dieses Benehmens hatte, beeilte sich die Frühstückstunde abzukürzen und schien sich in seine Arbeitszimmer begeben zu wollen. Friedrich aber legte seine Hand in dessen Arm und sagte: „Erlaube, daß ich Dich begleite! Du weißt, daß ich auf Deinen Wunsch alles Ernste bis auf heute verschoben habe.“ Gerling nickte mit dem Kopfe: „Ich stehe zu Deinen Diensten!“ und die Männer verließen das Gemach. Fischer, den sein Prinzipal für diesen Vormittag von seinem Dienste dispensirt hatte, schickte sich an, wie dieß öfter geschah, dem Fräulein für einige Zeit Gesellschaft zu leisten; sie war aber etwas einsilbig und gab sehr gern dem Vorschlage des jungen Mannes nach, der sich erbot, ihr vorzulesen. Hauff's treffliche Novelle: „Das Bild des Kaisers“, wurde hervorgesucht und Malvina gefiel sich außerordentlich gut darin, die Aehnlichkeit der Dichtung mit ihrer eigenen Lage herauszufinden und diese zu ideali-

stiren, während der nüchterne Fischer sich nicht einfallen ließ, auch nur im Entferntesten etwas dergleichen zu denken.

Während sich dieses Paar in ebenerwähnter Weise die Zeit vertrieb, gingen wichtige Dinge im Cabinette des Advokaten vor, über welche uns das Gespräch der beiden Verwandten am besten Aufschlüsse geben kann.

Gerling setzte sich, anscheinend sehr begierig auf des Vetters Mittheilungen, die er leicht errieth, in einen Stuhl und Friedrich begann mit etwas unsicherer Stimme: „Dein herzliches Betragen gegen mich benimmt mir einerseits den Muth, Dir die eigentliche Absicht meiner Hieherkunft zu gestehen; doch fordert mich andrerseits Deine eigene Offenheit zu gleicher Freimüthigkeit gegen Dich auf und ich erwarte von Dir eine unparteiische Würdigung meiner Lage und einer klaren Auseinandersetzung jener Verhältnisse, die zwischen uns Mißhelligkeiten veranlassen könnten. Mit einem Worte, ich bin nicht hier, um Deinen Rath in irgend einer Unternehmung in Anspruch zu nehmen, wie Du zu vermuthen scheinst, sondern kam mit nichts Geringerem hieher, als mit der Absicht, Dir einen Prozeß über den Besitz dieses Gutes und der steiermärkischen Eisenwerke an den Hals zu werfen.“ — Gerling fingirte ein ungeheures Erstaunen. — Friedrich fuhr fort: „Mich will zwar fast bedünken, als sei ich ein wenig zu rasch in die Sache eingegangen, was Du unserer geringen Bekanntschaft miteinander zu Gute halten mögest, und ich muß ehrlich gestehen, daß ich noch keine erheblichen Beweisgründe für meine Ansprüche aufgebracht habe; allein so wie wir uns jetzt kennen gelernt haben, halte ich es für's Beste, die Sache

offen mit Dir zu besprechen. Meine Ansprüche sind durch das Gerücht veranlaßt, es sei ein Testament des Onkels zu meinen Gunsten vorhanden, und mir nur sehr mangelhaft bekannt gegeben worden, so daß ich mich mit einem geringen Theil abgefertigt wähnen mußte, während Du Dich in den Besitz des Ganzen gesetzt habest. Ich war zu jung, zu leichtsinnig, zu gesetzunkundig, um mich damals näher zu unterrichten, und kam daher, um jetzt meine damalige Unvorsichtigkeit möglichst zu verbessern. Höre, Vetter! Ich halte Dich zwar keines schlechten Streiches fähig, — sollte aber doch irgend etwas in dieser Angelegenheit nicht ganz in Ordnung sein, so sprich aufrichtig mit mir, ich bin wohlhabend, und werde mich gern zu einer billigen Uebereinkunft verstehen."

Gerling schüttelte den Kopf. „Vetter, Vetter! das hätte ich von Dir nicht erwartet — doch ich verzeihe es Deiner juridischen Ignoranz, und muß Dich erst über die eigentliche Rechtsnormen aufklären, die unsre Angelegenheit angehen, ehe ich mich näher darauf einlasse. — Wisse denn, daß, wenn ein Testament vorgefunden worden wäre — dieses unmöglich anders als mit Intervenienz des Gerichts hätte publizirt werden können; es ist daher, die Existenz eines solchen voraussetzend und auf die bezüglichen Vorschriften reflektirend, nicht möglich, daß Dir nicht der ganze Inhalt desselben bekannt geworden wäre."

„Du scheinst das Vorhandensein eines Testamentes in Abrede stellen zu wollen" — entgegnete Friedrich — „während ich doch auf irgend einen Grund hin meinen geringen Theil der Erbschaft erhalten haben muß."

„Du beachtest oder weißt den Unterschied gar nicht, den das Gesetz zwischen einem Testamente und einem Codicille macht. Da in dem hinterlassenen letzten Willen deines Oheims kein Erbe eingesetzt, sondern nur einige Bestimmungen bezüglich deiner Ausbildung und ersten Zukunft vorfindlich waren, so ist diese Verfügung — in Gemäßheit des §. 553 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches — nur ein Codicill, und mit dessen Vorhandensein allein kein Grund vorhanden, eine andre als die gesetzliche Erbfolge eintreten zu lassen. Ich werde Dir das vorbelobte Codicill später aus meinen Papieren hervorsuchen, damit Du Dich von dessen Inhalte selbst überzeugen kannst. Durch die gesetzliche Erbfolge, mein Freund! bist Du aber gänzlich ausgeschlossen, wie ich Dir sogleich beweisen will. Vor allem sei so gut (hier schlug er das Gesetzbuch auf) den §. 735 zu lesen, der da lautet: Ist Niemand vorhanden, der vom Erblasser selbst abstammt, so fällt die Erbschaft auf Diejenigen, die mit ihm durch die zweite Linie verwandt sind, nämlich auf seine Eltern und ihre Nachkömmlinge rc. rc. Ferner sagt §. 738: Sind die Eltern des Eblassers ohne Nachkömmlinge verstorben, so kommt die Erbschaft auf die dritte Linie, nämlich auf des Erblassers Großeltern und ihre Nachkommenschaft u. s. w. Nun aber wirst Du vielleicht wissen, daß sich unsere Familienverhältnisse so verhalten: Unsers seligen Oheims Vater, Theodor Rohrbach, hatte nur einen Bruder Wilhelm, den Vater Deines Vaters — woraus Du ersiehst, daß Du zur Nachkommenschaft des Großvaters unsers seligen Oheims mithin in die dritte Linie gehörst, die, wie Du

gesehen hast, erst alsdann als zur Nachfolge berufen erscheint, wenn die zweite erloschen ist. Da aber meine Mutter eine leibliche Schwester des Oheims war, — so wirst Du wohl einsehen, daß ich — in Anbetracht des ab intestato erfolgten Ablebens unsres Oheims — Dir vorgehen mußte."

„Es ist natürlich," fuhr nach einer Pause Gerling fort, ohne anscheinend die Beschämung in Friedrichs Zügen zu bemerken, „daß Dir, so wie aller Welt — das innige Verhältniß zwischen Dir und Deinem Oheim und quasi Pflegevater bedenkend — eine solche Verfügung mit seinem Verlasse unbillig, und den präsumptiven Wünschen des Verstorbenen entgegenlaufend, bedünken mußte, und ich verzeihe es Deiner Ignoranz im Gesetze, daß Du mir beinahe einige legale Unannehmlichkeiten verursacht hättest; allein, da unser Oheim kein Testament zu machen für gut befunden — so läßt sich vor dem Gesetze in der Sache nichts weiter thun. Ich sage vor dem Gesetze! denn dieß hindert uns nicht durch freie Uebereinkunft die Härte des Rechtes thunlichst zu mildern."

„Nein, Vetter!" fiel hier Friedrich stolz erglühend ein, „nein! ich hatte Unrecht einem Verdacht gegen Dich Raum zu geben, und war nie Willens mehr als mein Recht anzusprechen. Ich habe keines, wie ich nicht mehr zweifle; lassen wir die Sache auf sich beruhen, und bleiben wir Freunde."

Doch Gerling, der es nicht für vortheilhaft erachtete, durch ein Beharren auf dem Zustande des anscheinenden strengen Rechts, den jungen Vetter auf gleichen Fuß mit

sich selbst zu stellen, sondern im Gegentheil wünschte ihn von sich möglich abhängig zu machen, ließ es bei Friedrichs förmlicher Entsagung seiner Ansprüche nicht bewenden, sondern fuhr fort: „Ich habe von jeher der Billigkeit den ihr gebührenden Platz neben dem Rechte eingeräumt, und wenn ich als Jurist auch mein Recht jedem Angreifer Zoll für Zoll streitig mache, halte ich mich doch als Mensch für verpflichtet — wenn dem Rechte genug gethan — auch die Billigkeit nicht hintanzusetzen. Dein Oheim — das ist mir so klar, wie der ganzen Welt — hat Dich zum Nachfolger in seinem Besitz, und seinem Geschäfte herangebildet — es ist gewiß billig, daß Du durch seinen für ihn etwas zu frühen Tod nicht um diesen Zweck deines ganzen Jugendlebens gebracht wirst. Die Nachfolge im Besitz raubt Dir das Gesetz — nicht ich — ich bin jedoch bereit Dir die Nachfolge im Geschäfte zuzugestehen, mit einem Worte: sehe Dir alles genau an, berechne Dir die möglichen Vortheile, und sage mir nach acht Tagen, ob Du, und unter welchen Bedingungen Du mit mir in Compagnie treten willst. Vergiß dabei nicht, daß Du Deinem Vaterlande angehörst, und überlege, was Dir bezüglich Deiner oberungarischen Grubenbaue nöthig scheint. Somit — und er reichte ihm die Hand, haben wir für eine Woche ausgeredet — ich will Dir Ruhe und Ueberlegung gönnen. Die Verlassenschaftsakten nach des Oheims Tode werde ich Dir durch Fischer vorlegen lassen."

Friedrich drückte die dargebotene Rechte mit den Worten: „Ich will mir Deine Worte überlegen. Wir scheiden als Freunde?"

„Versteht sich!" rief Gerling aus — „und um uns sonst im Hause als Verwandte zu begegnen."

„Gut!" antwortete Friedrich, und verließ das Kabinet.

Gerling sah ihm eine Weile schweigend nach. „Eine gute, gerade Seele das!" brummte er vor sich hin; nun es soll so sehr sein Schade nicht sein; er behagt mir; und hiemit schellte er, und ließ Fischer zu sich rufen. So sehr er auch in Geschäften seinem Sekretär vertraute, so hatte er doch stets, wo es sich um manche geheime Machinationen handelte, ein vorsichtiges Mißtrauen in junge Leute, deren Gewissen noch nicht genugsam gehärtet war. So kannte zwar Fischer ganz wohl die nicht immer geraden Wege, auf denen sein Prinzipal im kaufmännischen und industriellen Geldkampfe die Supermatie zu erreichen strebte, doch hatte sich dieser weislich gehütet ihm Dinge ahnen zu lassen, die seinem jugendlichen Gewissen, als über die Grenzen erlaubter Kriegslisten zu gehen, erscheinen konnten. Er bedachte sich aber jetzt um so weniger den jungen Mann zu seinem Vertrauten zu machen, als sich ihm eine Gelegenheit bot sich von einer günstigen Seite zu zeigen, und billige Großmuth zu üben. Seine Familienplane jedoch dem Wissen eines Fremden preiszugeben, schien ihm weder nothwendig, noch nützlich, so lange er noch hoffen konnte dieselben einfach dadurch zu erreichen, daß er alles seinen natürlichen Gang gehen ließ. Doch wichtig erschien es ihm, den Vetter die achttägige Bedenkzeit über nicht aus den Augen zu verlieren; war einmal die zu Ende dieses Termins zu spielende Großmuthsscene vorüber — so war er seiner sicher — nicht so sehr, ehe er seine Com-

pagnonschaft angenommen. Seine Absichten sollte theils als Rathgeber, theils als Spion, Herr Fischer fördern, ohne jedoch selbst von seinem Wirken in letzterer Beziehung sich bewußt zu werden. Diese Gedanken im Kopfe ordnend, erwartete er den angehenden Jünger der Industrie.

„Ich habe Sie rufen lassen, junger Mann, um Sie zu bitten, mir in einer etwas delikaten Sache mit meinem anwesenden Vetter an die Hand zu gehen. Sie wissen, ich habe Neider und Feinde, die keine Mittel scheuen, da sie mir sonst nichts anhaben können, entweder meinen Ruf, oder was ärger ist, meinen Credit zu untergraben. Man hat daher — vom Stand meiner Verhältnisse nicht ganz genau unterrichtet, meinen Vetter gegen mich aufhetzen, und ihm Ansprüche auf mein Vermögen in den Kopf setzen wollen, die so rein aus der Luft gegriffen sind, daß es mich nicht mehr als eine Viertelstunde gekostet hat, den jungen Menschen selbst davon zu überzeugen, der im Grunde nicht die geringste feindselige Gesinnung gegen mich hat. Sie sehen jedoch ein, daß ich es bei bloßen Worten nicht bewenden lassen kann, und mit ihm die ganze Verlaßabhandlung durchgehen müßte. Das Fatale und Gehässige solcher Erörterungen zwischen Verwandten läßt mich wünschen, diese Sache durch Sie abzuthun; wollen Sie daher gefälligst die Bezug habenden Papiere ausheben, und Herrn Rohrbach vorlegen — allenfalls morgen!"

„Sehr wohl!" entgegnete Fischer! „ich werde Herrn Rohrbach zu überzeugen suchen."

„Das ist nicht nothwendig — denn er ist es bereits;

nur wünsche ich, daß Sie ihm zu verstehen geben wollen, seine Ueberzeugung beruhe nicht allein auf seinem Glauben an meine Worte, und daß Sie ihm vielleicht etwaige gesetzliche Zweifel — denn der junge Mann ist in den Gesetzen sehr unbewandert — lösen möchten, die unerörtert gelassen, Anlaß zu Mißverständnissen geben könnten. Ferner habe ich, eben meinen Vetter betreffend, einen zweiten Auftrag für Sie. Der Mann gefällt mir, hat reelle Kenntnisse in seinem Fache, Unternehmungsgeist und Ausdauer, wie uns die Geschichte seines Silberbergbau's überzeugte, die er uns gestern mittheilte. Bei der Ausbreitung meiner Verbindung würde ich nicht ungern einen hoffnungsvollen Geschäftsmann — natürlich am liebsten einen Verwandten meines Hauses mitinteressiren, und zu meinem Compagnon machen. Herrn Rohrbach habe ich unschuldiger Weise (warum war der Onkel der Narr ohne Testament zu sterben) um eine nicht unbedeutende Erbschaft gebracht — es ist billig, daß ich ihm — so weit es ohne eigenen Schaden geschieht — das Verlorne einigermaßen vergüte — — ich habe ihm die Compagnonschaft angeboten, und acht Tage Bedenkzeit gegeben. — Nebenher gesagt, Sie haben sich doch wegen Kainacher erkundigt."

„Ja! er wird sich schwer heraushelfen. Die Papierfabrik wird wahrscheinlich verkauft werden müssen; Sie sind mit 40 pCt. betheiligt, und ich dächte wir könnten vielleicht einige der bedeutendsten Satzposten an uns bringen."

„Was sind sie werth," unterbrach ihn der Geschäftsmann.

„Den gestrigen Briefen zu Folge — wenn Sie sich erinnern wollen, gab man 85 pCt. dafür.“

„Gut! geben Sie dem Agenten die Ordre, daß er, wenn sie auf 80 fallen, so viel an sich bringe, als nöthig, die Fabrik in meine Hände zu bringen. So bin ich seiner Compagnonschaft los. Doch zu unserm eigentlichen Thema! Die Bedingungen des Gesellschaftsvertrages mit meinem Vetter betreffend, und die besagte Erbschaftssache in Betracht ziehend, will ich mich billig finden lassen. Doch ist Rohrbach ein etwas stolzer Patron, und diese Sache muß delikat behandelt werden, um nicht den beleidigenden Anschein einer Gnade zu erhalten. Sie müssen daher, wenn Sie, wie er von Ihnen verlangen wird, ihm die nöthigen Aufschlüsse über unsre Geschäftswirkung geben, die Gelegenheit benützen, ihn meinen Vorschlägen so weit geneigt zu machen, daß er nicht durch übertriebenes Zartgefühl abgeschreckt wird. Wenn Sie in der Sache meines Rathes bedürfen, werde ich Ihnen privatim zu Diensten stehen, doch mischen Sie mich nicht offen in die Sache. Ich verlasse mich sonst auf Ihre Umsicht.“

Direkt einen getreuen Rapport über den Gang der Verhandlungen vorzuschlagen, und zur Sondirung des Vetters aufzufordern, hatte er nicht gewagt — doch das vorbehaltende Consultativ-Votum sicherte ihm die Einsicht in die Maßregeln seines Vertrauten.

„Was Ihre eigenen Verhältnisse zu meinem Hause betrifft, so sollen Sie durch diese Aenderung — nicht berührt werden. Ihre **Tantième** bleibt ungeändert, und

nach wie vor bleibt Ihnen unbenommeu, ein Capitälchen vom Eigenen in das Geschäft zu geben."

„Ich will meinem Vater darüber schreiben, denn ich selbst kann, wie Sie wissen, über kein Capital verfügen."

„Schon gut! Ich meinte nur, wenn —"! erwiederte Gerling, indem er sich an seinen Arbeitstisch begab und seine Correspondenz aufnahm, wodurch Fischer stillschweigend entlassen war.

Auf Friedrich hatte die Unterredung mit dem Vetter großen Eindruck gemacht; der Verdruß, den er vielleicht zu jeder andern Zeit über das Scheitern seiner Hoffnungen gefühlt hätte, wurde jetzt — wo er durch seine unglückliche Liebe niedergebeugt, jedes Wohlwollen, jede Theilnahme an seinem Schicksale doppelt fühlte — durch des Vetters anscheinend biederes Benehmen gegen ihn bedeutend gemildert, und der Vorschlag desselben mit ihm gemeinsame Sache zu machen, hatte für seinen sanguinischen Geist viel Anziehendes. Eine Rückkehr nach jenen Gegenden, wo er zwar sein Vermögen begründet, allein in der Tiefe seines Herzens so hart getroffen worden war, schien ihm immer weniger wünschenswerth, je mehr er über eine mögliche Niederlassung in seiner Heimath nachdachte. Was hätte ihn auch an die Fremde fesseln können, wohin ihn ein Zufall verschlagen? Etelka war ihm ja, wie er immer meinte, für immer verloren, gegen Bertha fühlte er sich, ungeachtet seiner Versöhnung mit ihr, etwas erkältet (ein Bruch, bei dem einmal das Vertrauen erschüttert wird, ist nicht mehr ganz auszugleichen) und obendrein setzte ihn des alten Reinhardt Heirathsprojekt noch mehr in Verlegenheit;

eine Vertauschung seines **dort** befindlichen Vermögens gegen ein ähnliches im Vaterlande zeigte keine unübersteigbare Hindernisse. Hier breitete sich ein angemessener Wirkungskreis vor ihm aus, freundliche Verwandte hießen den bisher allein in der Welt Dagestandenen willkommen, Erinnerungen seiner Jugend stiegen, seit er die Gegend und das Haus bewohnte, wo er die Ferien jener, Jedem unvergeßlichen Studentenzeit durchlebt hatte, in ihm auf — kurz ihm geschah, wie es uns Deutschen sehr oft geschieht — er fing sein Vaterland zu lieben an, seit er in der Fremde unzufrieden war! Unser deutscher Patriotismus stützt sich leider immer noch zu sehr auf das ubi bene ibi patria, und wenn es in der **patria** ist, werden wir patriotisch. Wir wollen zuerst Ursache haben uns zu freuen, als Menschen wohlauf und leiblich glücklich zu sein, ehe wir uns freuen, es als Deutsche zu sein. Dagegen läßt sich auch im Grunde nicht viel sagen, denn was nützte es uns Deutsche zu sein, wenn wir keine glücklichen Menschen wären — aber **dagegen** läßt sich mancherlei sagen, daß wir nichts dafür thun wollen, um uns unseres Deutschthums mit Recht zu erfreuen! Doch das sind pia desideria, und wer, wie der Autor in Ungarn gelebt hat, weiß, daß pia desideria eben nicht sonderlich ihr Glück zu machen pflegen! Also zurück zu unserer Erzählung!

Die achttägige Bedenkzeit war ihm lieb, und er nahm sich vor, indeß ohne noch einen Entschluß zu fassen, sich mit dem Zustande dessen bekannt zu machen, an welchem er vielleicht berufen war, thätigen Antheil zu nehmen.

Auch hoffte er durch das trockene Geschäftswesen, und durch die ihm stets interessant gebliebenen berg- und hüttenmännischen Unternehmungen seines Vetters, sich selbst von den gefährlichen und quälenden Gedanken an die Braut seines Freundes Szentimre abzulenken. In diesem seinem Zwecke unterstützte ihn Gerling selbst durch den häufigen Verkehr, den er zwischen seiner Tochter und seinem Vetter einzuleiten verstand. Er brachte mehr denn sonst manche Stunde des Tages — besonders aber des Abends in den Gemächern seiner Tochter zu, natürlich nie ohne Friedrich, dem zu Ehren diese Abweichung von der Hausordnung Statt fand. Der noch nicht weit vorgerückte Herbst erlaubte manche Spaziergänge, auf denen natürlich der Gast des liebenswürdigen Hausfräuleins Begleiter abgeben mußte. Die Melancholie, die mehr denn je in solchen unbeschäftigten Stunden ihn überschlich, und die er nicht wirksam zu verbergen wußte, machte ihn den Augen des ohnedieß etwas schwärmerischen Mädchens noch viel interessanter, und ohne daß Friedrich irgend etwas davon ahnte, wurde er für sie der Gegenstand ihrer immer wachsenden Neigung. Friedrichs Ernst und freundliche, aber kalte Artigkeit gegen die Cousine contrastirte sonderbar mit dem kaum zu verkennenden Interesse für den Gast, das sich in ihrem Benehmen kund gab, und wurde von Gerling nicht ungern gesehen; denn er schrieb diese Kälte einer natürlichen Unzugänglichkeit für schwärmerische Gefühle zu, und hielt gerade einen solchen Mann für seine Tochter am passendsten. Dieß war im Allgemeinen die Stellung Rohrbachs zum Herrn des Hauses und seiner Tochter, und

blieb durch diese acht Tage eine sehr undecidirte, und in die Grenzen einer gewissen Alltäglichkeit eingeschränkte, und würde dem jungen Manne wahrscheinlich seine dermalige Lage verleidet haben, wenn er nicht in seinen geschäftlichen Rekognoscirungen und in dem Verkehr mit Herrn Fischer, der dieserwegen sehr viel um ihn war, Arbeit, Interesse und Zerstreuung gefunden hätte. Das Verhältniß dieser beiden jungen Männer zu einander nahm eine ganz eigene Gestaltung an, ganz verschieden von dem farblosen Verkehr mit den eigentlichen Schloßbewohnern, der noch auf gar keinem festen Grunde fußte. Während es einerseits Friedrichen nicht schwer fiel, in Herrn Fischer einen sehr tüchtigen Geschäftsmann zu erkennen, und er sich durch seines Vetters geflissentliches Nichteinwirkenwollen ganz an dessen Sekretär gewiesen sah, näherte sich dieser mit einiger Vorsicht dem Verwandten seines Prinzipals. Obwohl nicht an diesen gebunden, hätte er doch gern gewünscht in seiner Nähe und seinem umfangsreichen Geschäfte zu bleiben — der Beitritt eines Compagnons konnte jedoch — das sah er troß aller Gegenversicherungen Gerlings wohl ein — auf das Wesen seiner eigenen Stellung bedeutenden Einfluß üben. Er benützte daher, ohne irgendwie auf den jungen Mann einzuwirken, die ersten Tage ihres gegenseitigen Verkehrs dazu, soviel als möglich von dem Charakter des präsumptiven Mitprinzipals zu errathen, und obgleich Friedrich verschlossener als sonst war, konnte ihm doch nicht entgehen, daß er es mit einem kenntnißreichen, thätigen, aber nicht hinlänglich ruhigen und leidenschaftslosen Menschen zu thun habe. Da ihr Verkehr sich nicht

blos auf die Durchsicht von Papieren beschränkte, sondern manche Gänge und Ausflüge nöthig machte, entging es dem scharfsinnigen Fischer nicht, daß innere Gründe mit beitragen mochten, um ihn geneigt zu machen, diesen Antrag seines Vetters anzunehmen; denn auf derlei Ausflügen wird manches nichtgeschäftliche Wort gesprochen, das einem aufmerksamen Beobachter Gelegenheit gibt, tiefere Blicke zu thun. In vier Tagen wußte Fischer so viel, als er wissen wollte, und sein bischen mehr förmliches Betragen änderte sich. Es standen nicht mehr der dienstwillige Sekretär und der Vetter des Prinzipals einander gegenüber, sondern ein junger Mann dem andern; man fing an, mancherlei mehr leichthin zu besprechen und näherte sich einander. Als sie eines Vormittags (es fehlten nur noch zwei Tage bis zu Ende des Termins) miteinander gegen die steiermärkische Grenze fuhren, um den gleich jenseits liegenden Eisenwerken einen Besuch abzustatten, hielt es Fischer für gerathen, sich um den wahrscheinlichen Entschluß seines Begleiters zu erkundigen und nach seiner Meinung an dem Charakter desselben und nach der guten Wirkung, die Gerlings Geradheit auf ihn geübt, beschloß er den gleichen Weg einzuschlagen.

„Nun, haben Sie schon eine bestimmte Antwort für meinen Prinzipal in Bereitschaft?“ — fragte geradeheraus Fischer seinen Gefährten.

„Nach Allem, was ich gesehen und von Ihnen gehört, denke ich Ja! zu sagen,“ entgegnete dieser; doch ganz entschlossen bin ich noch nicht, da ich über die Bedingungen noch nicht recht einig bin, unter denen mir eine Ge-

schäftsverbindung mit einem Verwandten wünschenswerth wäre."

"Das, denke ich, wird nicht viel Schwierigkeit machen, zumal unter Verwandten," bemerkte mit einem feinen Lächeln der junge Industrielle. "Sie legen ein Capital ein, allenfalls den Werth Ihrer ungarischen Silbergruben, die Sie doch nicht behalten können, Herr Gerling schlägt Ihre eigene Geschäfts- und Werkleitung gleichfalls zu einem mäßigen Capitale an, ein Contract wird aufgesetzt und allenfalls — hier pausirte er ein wenig und setzte, Rohrbach fest in's Auge blickend, hinzu — "mit einem kleinen Familienarrangement beschlossen."

"Wie so?"

"Nun," fuhr Fischer fort mit demselben forschenden Blicke, „Fräulein Malvine ist nicht so gar nahe mit Ihnen verwandt."

Friedrich runzelte die Stirne und ohne anscheinend diese Bemerkung zu würdigen, schüttelte er den Kopf und sagte: „Wie erwähnt, ich bin noch gar nicht recht einig mit mir. Ich werde nachdenken."

Jetzt wußte Fischer genug. „Verzeihen Sie!"— rief er aus — „eine kleine List, die ich anwenden mußte, um mich von Ihren Gefühlen für Fräulein Malvine zu überzeugen. Ich zweifle sehr, daß die von mir geäußerte Möglichkeit von Gerling unbeachtet gelassen wurde; er verhehlte sie mir zwar, allein das thut nichts zur Sache. Nun ich merke, daß ein solches Arrangement gegen Ihren Willen wäre, biete ich Ihnen meine Allianz an; offen gesagt, ich achte und schätze Sie, aber hätte ich mich überzeugt, daß

Sie Fräulein Malvinens Gefühle für Sie, die ich durchschaue, theilen, so versichere ich Sie, daß ich Alles daran gesetzt hätte, Sie von hier zu vertreiben. Denn mit einem Wort, ich will Malvine haben."

„Sie?" fragte, durch alles eben Gehörte im höchsten Grade erstaunt, Friedrich, „da Sie zu wissen glauben, daß sie für mich Gefühle hat, daß sie einen andern liebt als Sie?"

„Verstehen Sie mich recht — ich sagte heirathen, nichts weiter. Und darum hätten Sie erst fort müssen."

„Und jetzt — bin ich Ihnen nicht hinderlich, selbst wenn sie mich wirklich so liebte wie Sie glauben? Ich begreife Sie nicht!"

Fischer lächelte. „Wollen Sie mich ruhig anhören und wir werden uns verstehen und verständigen. Ich habe während meines Aufenthaltes in Herrn Gerlings Hause dessen Tochter kennen und achten gelernt, ja selbst, insofern es mein kaltes Temperament verstattet, eine gewisse Zuneigung zu ihr gefaßt, so daß ich mich bereits seit einiger Zeit mit der Absicht befreundet habe, sie zu meiner Frau zu machen. Meiner Lage nach kann dieß nicht gerade jetzt geschehen — vielleicht aber bald. Sie, so zu sagen, mir vor der Nase wegheirathen zu sehen, bin ich nicht sehr geneigt, da ich zwar viele Mädchen finden kann, aber wenige, die, gleich ihr, Vorzüge des Geistes und Herzens mit andern Nebenvorzügen verbinden, die ich nach meinen Prinzipien berücksichtigen muß und will. Nicht ihre Liebe blos ist es, wonach ich strebe, — einem Manne, der, wie ich, jeden Nerv der Industrie geweiht, genügt ein Herz allein und

eine Turteltaube mehr nicht; doch bin ich nicht so sehr verknöchert, um nicht Achtung und gemüthliche Freundschaft im häuslichen Kreise schätzen und ehren zu können. Deßhalb ringe ich nicht nach ihrer Liebe und — ihre Achtung schmeichle ich mir zu besitzen. So sonderbar es scheinen mag, so ist es doch wahr, daß ich nicht nur nicht eifersüchtig auf sie bin, sondern es sogar nicht ungern sehe, daß sie in ihrer Romantik so weit geht, Sie mit andern Augen zu betrachten, als denen einfachen verwandtschaftlichen Wohlwollens. Denn ich bin überzeugt, daß sie nur auf diese Art ihre Romantik los wird, die ich nun ein für allemal an meiner Frau nicht brauchen könnte. Bis sie die kleine Täuschung, sich in Ihnen geirrt zu haben, verschmerzt, ist's für mich gerade Zeit, offen mit meinen Ansprüchen auf sie aufzutreten. Wir sind daher, wie Sie sehen, natürliche Alliirte."

Friedrich erkannte das Richtige in den Worten seines neuen Bundesgenossen und sagte: „Von dieser Seite habe ich zwar noch nie jene Gefühle beleuchtet gesehen, bei welcher in der Regel ganz entgegengesetzte Ansichten als leitend angetroffen werden; allein ich verstehe nunmehr Ihre Stellung, doch erlauben Sie mir noch eine Frage. Sollte der Platz eines Gesellschafters, den mein Vetter mir anbietet, nicht etwa auch im Kreise der Berechnung liegen, mit der Sie selbst die Wahl Ihrer Lebensgefährtin zu verschmelzen für gut fanden? Die Gesellschaftung von Vater und Eidam ist zu gewöhnlich, um mich nicht auf eine solche Frage zu bringen."

Richard Fischer lächelte. „Zwischen uns ist bereits zu

viel zur Sprache gekommen, um mit Erfolg an eine Verheimlichung denken zu können, mit einem Worte, wir durchschauen uns. Nun ja! es lag in meiner Berechnung; doch es geschieht mir eben kein besonderer Schaden durch Ihren Eintritt. Wollte ich in der Zukunft Fräulein Malvinens oder sonst Ihrem Hause als Theilhaber mich anschließen, so wird mir mein Schwiegervater nicht entgegen sein und Sie wahrscheinlich auch nicht, wenn Sie bedenken, daß ich — in Kenntniß des ganzen hiesigen Geschäftszustandes — als etwaiger Rival oder Concurrent zu gefährlich wäre; übrigens habe ich meine Plane nicht auf dieses allein beschränkt, ja selbst Ihr Beitritt hier gibt mir andrerseits eine Aussicht. Sagen Sie mir offen, ist in Ungarn etwas zu unternehmen? und wenn könnte ich einmal, im Besitz z. B. Ihrer Silbergrube und dort festen Fuß faßend, die Hoffnung einiges Erfolgs, mich weiter auszubreiten, nähren, ohne allzu sanguinisch zu sein?"

„Wenn ich Ihnen Nein! sage, so werden Sie mir mein eigenes Beispiel entgegenhalten, und dennoch sage ich Ihnen Nein! Ich habe gewagt und zufällig gewonnen — Sie werden nicht wagen, sondern berechnen wollen und darum sage ich nein! Man kann, im Vertrauen auf Menschen- und Geschäftskenntniß, in Ungarn mit einiger Wahrscheinlichkeit Dinge wagen, die anderswo Tollheit wären, — aber man kann nichts berechnen in einem Lande, wo noch so vieles mangelhaft ist und wo ein zwar ungewöhnlicher und bewunderungswürdiger, aber leider! zu wenig systematischer Fortschritt zwar viele Chancen, aber wenig Garantien für das Gelingen

bietet, wo viel guter Wille ist, aber die jetzt gesäte Frucht oft unreif, oft gar nicht geerntet wird. So viel im Allgemeinen; besser stehen die Constellationen, wenn man sich blos auf die Montanindustrie werfen wollte, obschon auch hier ein mehr provisorischer als definitiver Stand der Verhältnisse zwischen Staats- und Privateigenthum es räthlicher macht, noch ein Dezennium abzuwarten. Die Spekulation, für die Ungarn ein weites und fruchtbares Feld, muß und wird dieß Land erst zum Empfang einer mächtigern Fürstin vorbereiten — der wahren Industrie — deren Zeit noch nicht da ist. Credit und Communicationswege müssen erst geschaffen und Manches nach Innen und Außen geändert sein, ehe die vierzigjährige Wanderung zu Ende ist, welche diese hoffnungsvolle Nation in's gelobte Land führt."

Fischer war nachdenklich geworden. Endlich begann er wieder: „Ich glaube Ihnen, denn es läge in Ihrem Interesse, mir das Gegentheil zu sagen; doch, wenn Sie nach Ungarn zurückkehren, werde ich Sie dahin begleiten. Mich gelüstet, mit eigenen Augen zu sehen. Doch, um auf Ihre Lage zu kommen, rathe ich Ihnen, die Bedingungen Gerlings abzuwarten und die Heirathssache, die er gegen Sie schwerlich erwähnen wird, auch Ihrerseits auf sich beruhen zu lassen. Jedenfalls aber ist, ehe Sie den Geschäftsvertrag unterzeichnen und die Einlage leisten, nöthig, sich mehrere Wochen hier aufzuhalten, um Ihret- und um meinetwillen. Um Ihretwillen, weil Sie erst dann den ganzen Umfang unsers Geschäfts werden zu würdigen wissen und

sich bis dahin noch an den Bedingungen ändern läßt; um meinetwillen, weil Malvinens Liebe ersterben muß, ehe Sie gehen, da es für meine Absichten nicht taugt, solche vorübergehende Gefühle durch eine so romantische Lage, als die einer Didone abbandonata wäre, zu nähren, statt abzuschneiden. Unser Interesse geht Hand in Hand — wir dürfen daher nicht gegen einander agiren. Sie scheinen persönlich für Herrn Gerling eingenommen, — ich schätze gleichfalls in ihm einen angenehmen, humanen und verständigen Prinzipal; allein das darf uns Beide nicht blind machen, daß er Geschäftsmann ist, und der Herr Gerling des Salons dem hinter dem Comptoir wenig gleicht. Sie sind ein tüchtiger Mann in Ihrem Fache und kein Laie in Geschäften; allein offen gesagt, in Ihnen lebt noch Manches, was rein menschlich ist; ich meinestheils schätze Sie deßhalb nicht minder, allein ich warne Sie, dieß nicht in jeder Brust, am wenigsten aber in einer zu erwarten, die sich nie an einen andern Gegenstand gelehnt und geschmiegt, als an das Gesetzbuch oder die Strazze. Ich will Ihnen kein Mißtrauen gegen Ihren Vetter oder die Industrie einflößen, aber das können Sie mir glauben, man kann ehrlich sein, ohne Herz zu besitzen und gerecht, ohne Jemenden weiter als auf Gesichtslänge zu trauen. Wer diese zwei Eigenschaften nicht hat, kann ein reicher Mann werden, wer sie hat, muß einer werden, wenn sich nicht das Glück geradezu gegen ihn erklärt!"

Sie waren beim Eisenhammer angelangt und verwandten den Tag auf dessen Besichtigung. — Drei Tage später schrieb Friedrich folgenden Brief an Erwin:

„Theurer Freund!

Ich habe Dir gleich nach meiner Ankunft allhier berichtet, was sich damals in Kürze von meinen hiesigen Geschäften sagen ließ. Sie haben ein unerwartetes Ende genommen. Anstatt, wie ich die Absicht hatte, mit meinem Verwandten zu prozessiren und ein vermeintlich mir gebührendes Erbtheil mit Gewalt zu erwerben, habe ich mich mit meinem Vetter verständigt, über die Richtigkeit meiner Ansprüche aufgeklärt und bin statt der Gegner — der Associé meines vermeintlichen Feindes geworden. Die Sache verhält sich so:

Durch meine Sorglosigkeit und Gesetzunkenntniß war ich dem eigentlichen Stand der Dinge nach meines Oheims Tode fremd und durch **Farkas** Nachrichten leicht irregeführt. Ich hatte Unrecht und man hat mich hier hinlänglich überzeugt. Indeff' machte mir mein Vetter, ob aus reiner Liebe zu mir, oder aus Nebenabsichten, gleichviel! den ganz annehmbaren Antrag, mich mit ihm zu associren und so zum Theil das mit Recht zu erwerben, was ich mit Unrecht ganz angesprochen. Gerlings Factotum, ein sehr verständiger junger Mann, hat sich — aus mannigfachen Ursachen — auf meine Seite geschlagen und mich offen von den Verhältnissen unterrichtet, in die ich eintreten würde. Ich habe daher mit offenen Augen gehandelt und gestern mit meinem Vetter einen Contract entworfen, der beläufig Folgendes enthält:

Ich trete mit einem Capital, das gleich ist dem Verkaufswerthe meiner oberungarischen Silberkuxe und mit dem idealen Capitale von 20,000 fl., worauf der Vetter

*

meine eigene Werksleitung und sonstige Mühewaltung angeschlagen in die Compagnie, doch hat Gerling davon seine, in Niederösterreich liegende Papierfabrik und seine in Wien liegende Zuckerraffinerie ausgeschieden und unsere Geschäftsverbindung begreift in sich: das Gut und die Wälder, worauf wir uns jetzt befinden, die Eisenwerke über der steirischen Grenze, und eine Sensenfabrik hier in der Umgegend nebst einigen noch sehr unbedeutenden Anfängen eines Steinkohlenbaues. Du siehst, ich bin nicht **ultra crepidam** gegangen. Die Bedingungen conveniren mir. Die Interessen werden nach Verhältniß des gesammten Einlagskapitals getheilt; wichtige Anordnungen der gemeinsamen Uebereinkunft, der currente Werksbetrieb aber meiner unumschränkten Disciplin überlassen, und mir, da ich nicht gern im Hause des Vetters wohnen möchte, ein eine halbe Stunde von hier befindliches Försterhaus zur Wohnung eingerichtet. Dafür verpflichte ich mich, das Einlagskapital nicht auf einmal, sondern wenn ich Lust bekäme auszutreten, in zehnjährigen Raten herauszunehmen und mein ideelles Capital verfällt vom Tage meiner Lossagung vom Geschäftsbetriebe. Die Administration führt Gerling, doch muß alles auf die vereinigten Gesellschaftscutitäte Bezügliche jederzeit meiner Ansicht offenstehen u. dgl. m.; im Ganzen ein Contract, der mir Wirkungskreis und eine gesicherte Existenz bisher gelassen. Doch Du kannst leicht die Gründe errathen, die mich bewogen haben, so leicht meinen Besitz in Ungarn gegen diese Verhältnisse zu vertauschen. Mein Herz ist noch nicht geheilt, ja durch meinen letzten Aufenthalt in **Szentimre**'s Schlosse mehr denn je

verwundet. — Noch habe ich den Vertrag nicht unterzeichnet und es auf den Jahresschluß verschoben, bis wohin wir noch nahe an drei Monaten haben; ich kann inzwischen meine Kuxe in Clementi in Geld umsetzen und habe deßhalb bereits an Reinhardt und Szentimre geschrieben. Der Brief an letztern hat mir viele Mühe gekostet; Szentimre hat mir — freilich unschuldig — das Theuerste geraubt, was ich besitze. — Ich werde sehr viel zu thun bekommen und freue mich darauf; allein ich werde Ende November wieder nach Ungarn müssen, um alles in Ordnung zu bringen, und darauf fürchte ich mich. Weißt Du nicht, ob bis dahin Szentimre's Vermählung schon vorüber sein wird? — Wenn Du wieder rückkehrst in Dein Kloster, werden wir uns wieder nahe sein; von unsern Eisenwerken ist nur ein halber Tag nach Admont, — wir werden uns oft sehen und ich werde aus Deinen Worten den Trost saugen können, den ich so sehr bedarf. Schreibe mir bald und auch ob ich Dich noch in Ungarn treffe, wenn ich hinkomme. — Deinen letzten Brief, den Du mir schriebst, um zu berichten, daß Du in Három Fölgyes seist, habe ich erhalten; aber ich bin mit der Kürze desselben wenig zufrieden. Lebe wohl und denke meiner!«

XXIII.

Während Rohrbach, den Täuschungen seiner Liebe weichend, in der Ferne sich einen äußern Wirkungskreis zu schaffen bemüht war, in dem er die Wunde seines Herzens vernarben lassen wollte, gingen auf eben dem Schauplatze seines bisherigen Liebens und Kämpfens Dinge vor, die einen zu bedeutenden Einfluß auf die Wendung seines Schicksals nahmen, um hier übergangen zu werden.

Wie bereits erwähnt, hatte Friedrichs unvermuthete Abreise seine Freunde auf Szentimre's Schlosse unangenehm berührt. Wenn man sich gleich gestand, daß man ihm das Glück gönne, das ihn am Ziele seiner Reise zu erwarten schien, so war doch Niemand, der ihn nicht ungern vermißte. Man hatte sich unmerklich an ihn gewöhnt, er fügte sich so leicht in Jeden und da Szentimre's Laune und Lebhaftigkeit die Kosten der Unterhaltung auf sich nahm, forderte man von dem ernstern und bisweilen sogar trüben jungen Manne nichts, was seiner Natur entgegen gewesen wäre. Es entstand eine Lücke als er fort war, selbst P. Erwin, der sonst von dem, was um ihn vorging, unangefochten durch die Welt schritt, vermochte eine gewisse Unbehaglichkeit nicht

zu verbergen, die ihn seit Friedrichs Abreise beschlich. Dieß war auch die Ursache, warum er an jenem Nachmittage, an welchem, wie bereits erzählt, mehrere Offiziere es unternommen hatten, die Einförmigkeit der Lebensweise zu unterbrechen, keine Lust verspürte, seine üble Laune in den Kreis einer heitern Gesellschaft zu verpflanzen. Er verließ unbemerkt das Schloß und den Park und wandelte gegen die Berge zu, um, ehe der Herbst noch alle Blumen zerstöre, noch ein wenig zu botanisiren. Indeff' machte Vörösváry, in der zufälligen Abwesenheit seines Neffen, der auf einen Meierhof gefahren war, den Hausherrn und man war lebhaft und guter Dinge; man ging in den Park und indeff' auf einem hübschen grünen Platze die Diener auf den großen Gartentischen ein Gouter bereiteten, wandelten die Gäste mit Herrn Vörösváry und seiner Tochter durch die verschlungenen Gänge des Parks. Zwei der Offiziere hielt der alte Herr in seiner Nähe, indem er ihnen (auch er hatte früher gedient) ergötzliche Anekdoten aus seinem Garnisons- und Kriegsleben erzählte, der dritte aber hatte für gut befunden, schon von vornherein seine Aufmerksamkeiten der schönen Etelka zu weihen, die schon jetzt auf ihrem künftigen Besitzthum die Dame des Hauses vorzustellen schien. Die Wege erlaubten nicht, daß sich die ganze Gesellschaft wie in einem Knäuel fortwälze; daher folgte Etelka mit ihrem Ritter in einiger Entfernung dem Vater mit seinen zwei Begleitern, die von Zeit zu Zeit in ein herzliches Gelächter ausbrachen. Ihr weibliches Schicklichkeitsgefühl ahnte ganz richtig, daß Militäranekdoten nicht immer geeignet sind, von Damen gehört zu werden. Sie

durchschritt diese Gänge, die sie so oft an Friedrichs Seite durchwandert hatte—mit einer wehmüthigen Empfindung, die sie mit einiger Mühe in dem Lächeln verbarg, mit welchem sie des ihr getreu gebliebenen Rittmeisters Galanterien aufnahm. Sich jedoch in ihre sonstige Munterkeit zwingend, benützte sie eine neuerdings in's Gespräch geflochtene Artigkeit des Offiziers zu der Bemerkung: „In der That! wenn nicht die Herren Kriegshelden noch die alte ritterliche Sitte aufrecht erhielten, so wäre die Galanterie schon längst an der Lauheit unserer jetzigen jungen Herren gestorben.“ — „Ihre Ansicht ist richtig, mein Fräulein!“ entgegnete der schmucke Dragoner mit einem Anfluge von Selbstgefälligkeit — „die zwei wesentlichen Attribute des Ritterthums haben sich in unsrer Mitte erhalten: Schwert und Minnedienst!“

Etelka lächelte. „Schwert?“ wiederholte sie und nach dem schleppenden Pallasch des Reitersmanns blickend. „Doch, wie den jungen Herren vom Civile die Galanterie, so rastet bei Euch Kriegsmännern schon geraume Zeit — das Schwert. Ihr zieht es nur zum Paraderitt und —“ „für Frauendienst und Ehre!“ — fiel etwas empfindlich der Rittmeister ein. — „Bitte sehr um Vergebung, Herr Rittmeister!“ entgegnete Etelka. „Ich vergaß, daß Sie in sogenannten Ehrensachen eine gewisse Celebrität erlangt haben, um die ich Sie nicht beneide. Wenn ich wie Sie wäre, ich könnte keinen Augenblick ruhig sein — — ich würde überall, gleich Macbeth, die Geister Derer erblicken —“ „Verziehen Sie Ihre schöne Stirne“ — fiel der Offizier ein — „nicht zu einem Ihrem Herzen Ehre

machenden Unwillen, den ich nicht verdiene. Es ist wahr, ich habe in meinem Leben einige Affairen der Art gehabt; allein der glückliche Zufall, der mich zu einem gewandten Fechter und sichern Schützen gemacht, erlaubt mir, das Leben Derer zu schonen, gegen die ich meine Waffen richten muß, um der Ehre genug zu thun, die uns Soldaten ein heilliges Palladium sein muß. Eine Kugel im Arm oder eine kleine Schramme an der Stirne sind nicht lebensgefährlich, und um Ihnen meine Aussage zu bekräftigen, kann ich Ihnen gleich zwei Beispiele erzählen. Können Sie sich vorstellen, daß ich, wie ich hier vor Ihnen stehe, diesen Frühling eine Kugel durch den Leib bekam" (Etelka fuhr zusammen) „und ich befinde mich ganz wohl dabei — und meinem Gegner, der auch nicht mit heiler Haut davonkam, begegnete ich gestern Vormittag, als ich von dem Exerzierplatz unweit dieses Schlosses vorbei nach Hause ritt, im Dorfe. Er saß in einem leichten Reisewagen und schien, obwohl so in Gedanken vertieft, daß er mich nicht erkannte, körperlich sich ganz wohl zu befinden." — „Gestern Vormittag!" — wiedertönte es in Etelka's Ohren. Und eine Ahnung schoß durch ihren Kopf.—„Uebrigens"—fuhr der Rittmeister fort, der nicht ungern bei dem Duellthema blieb weil er darin eine interessante Rolle zu spielen hoffte — „übrigens erinnert mich gerade dieser Fall, daß auch im Civile noch etwas Ritterlichkeit vorhanden ist; denn mein Widerpart schlug sich im Interesse einer Dame —", „einer Dame?" — wiederholte mit mühsamer Fassung Etelka — „die ihn ganz besonders zu interessiren schien. Der junge Grubenherr — denn das war er — schien eben

auch nicht zum erstenmal in einem ähnlichen Falle zu sein; er benahm sich so, daß ich vermuthe, er hat auf einer deutschen Universität einige Praxis in derlei Affairen erlangt. Wie gesagt, ich begegnete ihm gestern unweit des Parkes und er sah recht stattlich aus in seinem schwarzen Sammtrocke und unter dem weißen breiträndrigen Hute bemerkte ich eben kein krankhaft aussehendes Gesicht. Wir sind nicht so grausam, als Sie denken, mein Fräulein! — — Sie verstummen? Sie nehmen Ihre Anklage zurück? — Es freut mich, die Ehre unsrer Menschlichkeit Ihnen gegenüber gerettet zu haben." — Die Freude des Offiziers über den vermeintlichen Erfolg seiner Rede verhinderte ihn, zu bemerken, daß Etelka die Farbe ein paar Mal schnell gewechselt hatte und daß sie seine letzten Fragen, die er sich in Gedanken selbst beantwortete, gar nicht gehört hatte. „Wollen Sie sich vielleicht" — begann sie, sich zu einem freundlichen Lächeln zwingend — „an meinen Vater anschließen, ich muß ein wenig anderswo nachsehen, denn ich hörte eben einen Wagen in den Hof rollen." Und sie entfernte sich durch einen Seitengang, wo sie den Rittmeister einem Bedienten Befehle ertheilen sah; er vermehrte sodann das Auditorium Vörösváry's, indeß' Etelka dem Schlosse zueilte, ihrer Gefühle nicht mehr Meister.

Am Eingange des Parks begegnete ihr Victor, der eben von seiner Spazierfahrt nach Hause gekommen war und eilte, seine Gäste aufzusuchen. — „Wohin, Cousine?" — und als sie zu ihm aufblickte, glänzten Thränen in ihren Augen. — „Um Gottes willen! was ist Dir?" — fragte Szentimre, das Mädchen bei den Händen fassend.— „Ich

komme gleich — entschuldige mich irgendwie!" — flehte die Kleine, und riß sich los. Victor schüttelte den Kopf und sah ihr einen Augenblick nach. „Was hat das sonderbare Mädchen?" sagte er zu sich selbst. Ach ja! sie hat Rohrbachs Abreise noch nicht verschmerzt!" — Und er lächelte und begab sich zur Gesellschaft. Nach einiger Zeit erschien auch das Fräulein wieder und bald darauf das Gouter, welches man im Garten einzunehmen beliebte. Etelka wußte sich vollkommen zu beherrschen und Niemand als Szentimre konnte wissen, daß diese anmuthige Erscheinung, deren Anwesenheit den kleinen Cirkel belebte, ein Leid im Herzen berge. Um sie zu schonen, suchte Szentimre die Gesellschaft früher zu entfernen und schlug vor, die Herren eine Strecke weit zu begleiten und statt im Parke herumzuschlendern, lieber gleich die Pferde zu besteigen und auf einem schönen Seitenwege die Chaussee zu umgehen. Da selbst der alte Herr sich dafür aussprach und mit von der Parthie sein wollte, fand dieser Vorschlag keine Einwendungen und in Kurzem sprengte eine stattliche Cavalcade zum Thore hinaus. Etwas hinter dem Zuge weilte der Rittmeister, der sodann, anmuthig nach der Treppe grüßend, auf welcher Etelka stand, mit einigen kühnen Reiterkünsten den Hof verließ. Das Mädchen aber trat in den Gesellschaftssaal und nahm ihren Stickrahmen zur Hand; doch bald sank er sammt den Händen in den Schooß und über die weichen Wangen rollte langsam eine Thräne nach der andern.

Das in Schmerz versunkene Mädchen bemerkte nicht, daß sich mittlerweile die Thür geöffnet hatte und Pater

Erwin, von seinem Spaziergange rückgekehrt, schon ein paar Minuten in einiger Entfernung vor ihr stand. Ein Tritt, den er näher machte, weckte sie aus ihrem Dahinstarren; sie erschrak, — aber schon hatte der Geistliche sie bei den Händen gefaßt und sanft auf dem Sitze zurückgehalten, von dem sie aufzuspringen im Begriffe gewesen war. — —

„Es ist zu spät, mir Ihre Thränen zu verbergen," begann der Priester mit seiner sanften, ruhigen Stimme, indem er sich einen Stuhl gegenüber dem Sitze des Mädchens nahm; „weinen Sie sich aus, wenn es Ihnen Erleichterung gibt, — aber erlauben Sie, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste, denn ich glaube, Sie sind bereits zu lange allein mit sich gewesen!" — — Sie schwieg und schluchzte hinter ihrem Schnupftuche.—„Ohne die Ursache Ihres Schmerzes zu kennen, wage ich zu behaupten, daß Sie durch Einsamkeit nichts gewinnen werden. In Ihrer Jugend liebt man es, sich seinen Schmerz mit Hilfe der Phantasie zu vergrößern, und von mir haben Sie keine unzarte Berührung einer wunden Stelle oder keine verletzenden Versuche, Sie zu erheitern, zu befürchten. Ich will, wenn Sie etwas ruhiger sind, irgend etwas vorlesen. Wollen Sie sich mir überlassen?" — Erwins Ton war bei aller seiner Ruhe zugleich so herzlich und theilnehmend, daß ihm das Mädchen für diese Störung in ihrem Leide nicht zürnen konnte. Sie sah mit nassen Augen empor und dankte ihm mit einem wehmüthigen Lächeln — und sagte er nach einer Pause, während der sie sich einigermaßen gefaßt hatte: „Sie mögen vielleicht Recht haben; bleiben Sie und thun Sie, was

Sie für gut halten." — — Ihre Thränen versiegten, ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, und mit in dem Schooße gefalteten Händen saß sie da mit einem rührenden Ausdruck von Schmerz.— „Sie sind vielleicht nicht in der Stimmung, lesen zu hören?" fuhr der Mönch fort — — „oder wenn Sie es auch zu sein glauben, würden Sie vielleicht, während ich lese, in Ihre trüben Gedanken zurücksinken?"— Ein Seufzer war des Mädchens Antwort und P. Erwin, der glaubte, daß er so weit sei, ihr das einzige Mittel vorschlagen zu können, das er für tauglich hielt, ihren Schmerz etwas zu lindern, nahm nach einer kleinen Pause wieder das Wort: „Lassen Sie uns von irgend etwas sprechen; Sie werden, um mir antworten zu können, mir vielleicht mehr Aufmerksamkeit schenken, als wenn ich vorlese." — Etelka nickte. — „Ihr Vater denkt bald nach **Három Fölgyes** zurückzukehren und lud mich ein, ihn zu begleiten; er ist über die Zeit seiner Abreise nicht im Reinen und wird, wie ich glaube, dieß von Ihnen abhängig machen. Hat er mit Ihnen schon darüber gesprochen?" — „Nein!" erwiederte Etelka; „ich werde ihn bitten, sie zu beschleunigen. Ich sehne mich nach Hause."— „Ich glaube — „fuhr Erwin fort — „das ist auch bei Ihrem Vater der Fall. Wir sind jetzt vier Wochen hier und er ist aus allen seinen Gewohnheiten herausgerissen." — „Er sehnt sich nach seiner Bibliothek und seinen Alterthümern" — bemerkte Etelka. — „Er versprach mir" — erwiederte Erwin — „mich in dieses Heiligthum einzuführen und ich erwarte mir viele interessante Mittheilungen." — Das Mädchen schwieg einen Augenblick — dann richtete sie ihre

großen, noch etwas trüben Augen mit einem eigenen Ausdruck auf den Mönch und lächelte halbwehmüthig: „Ach, ja wohl! Sie werden ganze Tage in jenem Saale zubringen, und ich werde wieder allein sein! Doch, vergeben Sie meinen Egoismus! ich sollte das gewohnt sein, denn es geschieht meistens so, daß, wenn verständige Männer zu uns kommen, deren Reden ich gern zuhören möchte, die Bibliothek und die leidigen Antiken mir fast nie ihre Gesellschaft gönnen! Und nun gar Sie, der Sie in Ihrer Klosterbibliothek heimisch sind! Dennoch kann ich mich nicht enthalten" — setzte sie, von ihrer augenblicklichen Aufregung zu einer gewissen Schüchternheit herabsinkend, hinzu — „Sie zu bitten, mir Ihre Gesellschaft nicht ganz zu entziehen. Sie haben Recht, daß es nicht gut ist, allein zu sein, wenn man traurig ist — — und Ihre Ruhe ist wohlthuend für mich. Versprechen Sie mir, mich nicht immer allein zu lassen!" Und sie hielt ihm ihre kleine Hand hin, indeß' ein paar Thränen in ihre Augen traten. — „Herzlich gerne, mein Fräulein!" entgegnete Pater Erwin, indem er die dargebotene Hand leicht berührte. „Ich vermag zwar nicht zu erheitern; allein wenn ich Ihnen Schutz gegen die Einsamkeit, die Sie zu fürchten scheinen, gewähren kann, so will ich es gerne thun." — „Ich war sonst viel, sehr viel allein und war heiter und wohl dabei; aber — aber —" und von neuem brachen Thränen hervor und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, schluchzte sie — „ich war noch so kindisch!"— Es entstand eine neue Pause, denn Erwin konnte nicht recht begreifen, was das Mädchen so angegriffen haben mochte. Anfangs schrieb er diese

Thränen dem Schmerz über Friedrichs Abreise zu; allein es schien eine Kränkung mit dabei zu sein und er beschloß, koste es was es wolle, dem Uebel auf die Spur zu kommen. Dazu, dachte er, könne vielleicht Szentimre einen Schlüssel geben, und er nahm sich vor, noch heute mit ihm zu sprechen: „Oder sollte sie erst nach Friedrichs Abreise sich ihrer Liebe bewußt geworden sein und ihn verloren zu haben fürchten? Doch nein! Er hat ja geschrieben, daß er wiederkomme!“ — Das Mädchen wurde ruhiger und, sich fassend, erhob sie sich von ihrem Sitze: „Verzeihen Sie, geistlicher Herr, meine Schwäche! ich konnte nicht anders. Ich werde doch auf mein Zimmer gehen. Beruhigen Sie meinen Vater — meinetwegen. Ich werde Abends nicht mehr erscheinen.“ — „Nicht doch, mein Fräulein!“ widerstrebte mit sanftem, aber eindringlichem Tone der Mönch — „nicht doch! Der Abend ist hübsch — nehmen Sie einen warmen Ueberwurf und lassen Sie uns zur Kapelle hinter dem Parke gehen. Von dem Hügel herab können wir die Herren zurückkehren sehen und im Freien wird Ihnen wohler werden. Die Sonne wird eben erst untergehen — kommen Sie!“ — „Sie meinen es gut mit mir,“ lächelte aus ihren letzten Thränen das Mädchen, „ich komme.“ — Und so viel als nöthig gegen den Herbstabend geschützt, trat sie an des Geistlichen Seite den Spaziergang an.

„Die Wälder“ — begann Pater Erwin, um sich hersehend — „sind niemals schöner als im Herbste. Nicht mehr das monotone Grün des Sommers, gelb und roth in schönen Uebergängen, grünliche Plätze und die immer dunkler hervorstechenden Nadelbäume! Ist es nicht auch mit dem

Leben der gleiche Fall? Erst wenn die Monotonie des ewig heitern Jugendlebens durch das Welken so mancher Jugendträume unterbrochen wird, wenn dunklere Parthien schärfer hervortreten, weilt unser Gemüth mit mehr Innigkeit an den einzelnen grün gebliebenen Stellen. Und wie die scheidende Sonne die röthlichen Büsche mit viel wunderbarerem Glanze umgoldet, als den grünen Frühlingswald, so sind auch in der Erinnerung uns jene Parthien des Lebens die interessantesten, die nicht die grünsten desselben waren. Und sehen Sie hinter jenem Berge schon den Mond immer kühner herabschauen, und greller hervortreten aus dem unbestimmten Blau, je tiefer die Sonne sich senkt!"

Etelka blickte nach dem Monde und sagte: "Wenn ich den Mond so blaß am Himmel sehe, wünsche ich immer, die Sonne möchte recht bald untergehen; mir ist — Sie werden vielleicht lächeln — mir ist, als wenn mir um den Mond leid wäre, daß er so vergeblich am Himmel steht und nicht aufkommen kann mit seinem Lichte gegen die herrschsüchtige Sonne."

„So lange die Sonne strahlt," bemerkte Erwin, „blickt der Mensch selten zum Himmel hinauf; desto öfter dagegen, wenn der Mond allein zwischen den Wolken strahlt. Der Mensch bleibt sich gleich im Kleinen und im Großen. So lange ihn das Leben sonnighell und strahlend umgibt, haften seine Blicke auf der Erde, die ihn prachtvoll und einzig schön anscheint; doch, wenn es Nacht wird um seine Tage, wenn die Sonne seines Glücks sich seiner Antipode zuwendet, da blickt er gegen den Himmel und erkennt dessen Pracht und sucht dessen milde Segnungen."

Sie waren während dieses Gespräches bei der Kapelle angelangt und Etelka, von den Worten des Priesters tief ergriffen, sank auf den Betstuhl hin, der vor der Kapelle stand und betete. Und Pater Erwin entblößte sein Haupt und ein Schatten lagerte sich auf seiner Stirne. Da tönte vom Dorfe herauf die Abendglocke. Etelka erhob sich vom Betschämel; ihr Auge war feucht, aber ein ruhiges Lächeln schwebte auf ihren Lippen. Sie fühlte sich beruhigt und gestärkt und dankte, indem sie den Priester bei der Hand faßte, für den Spaziergang zur Kapelle. — Beide setzten sich hierauf auf ein Bänkchen unter einer Linde, die den Platz schmückte und in Gedanken nach der Straße blickend, erwarteten sie die Rückkehr der Reiter. — Sie hatten lange schweigend dagesessen, als plötzlich Etelka sich nach dem Mönche wandte, der in Erinnerungen versunken schien. — „Ich fühle mich viel besser, würdiger Mann! Lassen Sie mich ein paar Tage nachdenken, — bleiben Sie um mich und wenn wir in Három Fölgyes sind, fragen Sie mich um meine heutigen Thränen.“ — Erwin nickte. — „Aber“ — fuhr sie theilnehmend fort — „was ist denn Ihnen, Sie sind ja trübsinnig geworden?“ — „Trübsinnig?“ antwortete der Mönch — „nein! Ernst wohl, dazu stimmt der Abend!“— „Woran denken Sie denn so ernsthaft?“— „An die Natur und an mein Leben!“ erwiederte Erwin; und zugleich vernahmen sie von fernher Pferdegetrapp und an der Seite des rüstigen Greises, der sich noch immer aufrecht im Sattel hielt, sprengte auf einem kleinen, mannigfaltig behängten Rappen der junge Gutsherr die Straße entlang. Es war ein trefflicher Reiter und als er, die beiden

bekannten Gestalten vom Hügel erblickend, schnell sein schäumendes Pferd anhielt und leicht aus dem Sattel sprang und den Hügel hinanschritt, fühlte sich das Mädchen erhoben durch die freundliche Huldigung des interessanten Jünglings.

Victor war in der heitersten Laune und als bald nach ihm auch Herr v. Vörösváry, der mit mehr Bedacht sein Pferd verlassen hatte, nachkam, begab sich die ganze Gesellschaft zu Fuß auf den Rückweg. Etelka hatte sich soweit beruhigt und gefaßt, daß Niemand das inzwischen Vorgefallene ahnte. Es war bereits dunkel, als man im Schlosse anlangte und im Kamin des Gesellschaftssaales brannte ein lustiges Feuer. Der alte Herr rückte sich den Lehnstuhl zurecht und streckte behaglich seine vom Ritte etwas ermüdeten Glieder vor sich hin, Etelka hatte bald neben dem Vater Platz gefunden, Victor und Pater Erwin gingen im Gemache auf und nieder. Vater und Tochter fingen halbflüsternd an, über ihre Rückkehr nach Három Fölgyes zu sprechen und gegen seine Erwartung fand der Alte die Kleine nachgiebiger als sonst, wenn es sich um ähnliche Dinge handelte und als er wegen Szentimre von ihr erwartete und die Abreise wurde auf übermorgen festgesetzt. Von größerer Bedeutung war das gleichfalls nur halblaut geführte Gespräch der beiden jungen Männer. „Sie mögen Recht haben!“ sagte Victor, nachdem er eine Weile zugehört hatte, was ihm der Mönch mit Eifer erzählte; „sie ist sich ihrer Liebe bewußt und betrachtet sich als meine Braut und zweifelt wohl gar an der Möglichkeit, das von uns nur im Drang der Umstände einegangene Verhältniß

zu lösen. Doch seien Sie außer Sorge. Als ich jüngst nach Hause kam und Ihnen sagte, daß ich bereits Anstalten getroffen, meiner Cousine drückendes Verhältniß zu mir zu lösen und Sie zugleich bat, den Alten, wenn möglich, ein wenig vorzubereiten, dachte ich nicht, daß der Fall schon so bald eintreten werde, der mich zum entscheidenden Schritte nöthigt. Ich betrachte den heutigen Vorfall zwischen Ihnen und Etelka als Grund genug, allem geheimnißvollen Treiben ein Ende zu machen. Erfahren Sie hiemit meine Plane. Seit ich mit Rohrbach den Ausflug machte, auf welchem ich in Bobersdorf zum erstenmal das Haus des Pfarrers Claudius betrat, fühlte ich in mir eine wesentliche Veränderung vorgehen. Obwohl sich seitdem meine, durch politische Zwecke veranlaßten Reisen vervielfältigten, wurde mein Interesse an der Politik immer schwächer, — kurz, ich bin ein Mensch, den Geist und irgend eine Eigenthümlichkeit leichter fesseln als Schönheit — mit einem Worte, ich liebe zum Rasendwerden und zwar Bertha Claudius!" — „Bertha Claudius?" wiederholte Erwin erstaunt, „die Freundin Rohrbachs?" — „Ja! dieselbe. Ich habe mich überzeugt, daß Rohrbach ihr nichts weiter ist als Freund und bin nicht so blind, um nicht zu merken, daß sie mir gut ist. Glühende Liebe erwarte ich von diesem seltenen, verständigen und ernsten Wesen nicht; ich glaube mit ihr glücklich zu werden und habe mir seit meiner letzten Rückkehr alles überlegt und bin entschlossen, ihr meine Hand anzubieten. Habe ich ihr Jawort, so eile ich zu Vörösváry und mache ihn mit allem bekannt. Er wird etwas zürnen; allein Etelka wird mir danken und ich werde selbst glücklich

auch die Aussicht haben, sie glücklich zu sehen. Dieser Tage gehe ich nach Bobersdorf, Sie, theurer Freund, müssen mit mir, müssen Zeuge meines Glückes sein, müssen meine Braut kennen lernen, müssen dort sein, um meinem Oheim unparteiischen Rapport abzustatten. Sträuben Sie sich nicht, Sie müssen mir diesen Freundschaftsdienst thun." — „In der That!" entgegnete P. Erwin; „auch Rohrbach hat mir so viel von diesem seltenen Mädchen mitgetheilt, daß ich gern ihre nähere Bekanntschaft machen würde. Nach allem, was ich von ihr höre, interessirt sie mich, ohne daß ich recht zu sagen wüßte warum. Gut, ich gehe mit Ihr Oheim wird Sie wahrscheinlich dieser Tage verlassen; wir folgen ihm, nachdem die besprochene Angelegenheit in Ordnung, nach Három Fölgyes. Nicht wahr?"— „Top! es gilt!" rief Victor und schüttelte des Geistlichen Hand. Sich hierauf an seinen Oheim wendend, begann er auszuholen:

„Ich höre von unserm Freunde, daß mich meine Gäste verlassen wollen. —

Ich bin schon zu lange von Hause abwesend und werde übermorgen gehen. Etelka ist einverstanden; doch" — setzte der Alte schalkhaft hinzu — „vielleicht wird über kurz der Herr Neffe ähnliche Gastfreundschaft, als wir hier genossen haben, in Három Fölgyes in Anspruch nehmen."

„Allerdings" — erwiederte dieser — „ich mache diese Woche noch eine kleine Reise in sehr wichtigen Angelegenheiten, wozu ich genöthigt bin, den Pater mitzunehmen."

„Den Pater mußt Du uns lassen," eiferte Vörösváry.

„Ja wohl!" meinte Etelka.

Pater Erwin selbst nahm das Wort und bemerkte, daß er, in der Ueberzeugung, Herrn von Szentimre nützlich sein zu können, in diese Entführung eingewilligt habe.

„Aber Sie kommen doch zu uns?“

„Ich bringe ihn selbst in wenigen Tagen“, versicherte Victor.

Den zweiten Tag fuhr Vörösváry mit seiner Tochter nach Három Fölgyes und P. Erwin begleitete Szentimre nach Bobersdorf.

XXIV.

Es war zeitlich Nachmittag, als die beiden Männer in Bobersdorf anlangten. Auf dem Bänkchen vor der Pfarrei saßen der Pfarrer, seine Frau und Tinchen. Victors Gesicht glänzte vor Freude, als er sah, daß Bertha nicht unter ihnen war; er wollte zuerst mit ihr allein sprechen. Daher stellte er mit kurzen hastigen Worten seinen Freund dem würdigen Paar vor und erkundigte sich nach Bertha; auf die Antwort, sie sei eben in die Stube gegangen, betrat er rasch das Haus, den Freund seinen neuen Bekannten überlassend. Die anfängliche Steifheit, die sich zeigte, als sich die Priester der beiden verschiedenen Confessionen gegenüberstanden, konnte bei der verständigen Ruhe des alten Pastors und dem milden Wesen des jungen Mönchs nicht lange andauern; die gemeinsamen Freunde Rohrbach und Szentimre boten dem Gespräche Stoff genug und so verging geraume Zeit, ehe es der Gesellschaft einfiel, in das Haus zurückzugehen und zu sehen, was inzwischen mit Bertha und Szentimre vorgegangen, deren Nichterscheinen auffiel. — Zwischen diesen war Wichtiges vorgegangen.

Szentimre, von Leidenschaft und Ungeduld getrieben, öffnete hastig die Thür, — Bertha stand mit dem Rücken gegen ihn und schien auf dem Arbeitstischchen etwas zu suchen. Bei dem raschen Tritte des jungen Mannes wandte sie sich um, und erröthete unwillkürlich bei dem aufgeregten Aussehen desselben.

„Welche Ueberraschung, Herr von Szentimre! In der That, heute hätten wir Sie nicht erwartet! — Doch, warten Sie ein wenig, ich folge Ihnen sogleich hinaus auf das Bänkchen, wohin Sie mich rufen wollen.“

„Nein! das wollte ich nicht! Im Gegentheile, bleiben Sie — setzen Sie sich — ich habe mit Ihnen zu reden“ — rief, die Worte schnell hervorstoßend, Victor.

„Sie sind aufgeregt!“ entgegnete Bertha, die Arbeit, die sie in der Hand hielt, weglegend.

„Ja wohl“ — stotterte Szentimre — „ich — ich — komme — — —“ und er stockte und ging rasch ein paarmal im Zimmer auf und nieder. — Bertha sah ihm verwundert zu.

Plötzlich blieb er einige Schritte vor ihr stehen und sah sie mit flammenden Augen an.

„Um Gottes willen! was haben Sie denn?“ fragte diese nicht ohne Befangenheit, denn die Blicke des jungen Mannes verwirrten sie.

Victor trat näher und ergriff ihre Hand. — —

„Bertha!“ — begann er mit lauter, aber seltsam zitternder Stimme — „Bertha! Sie sagen recht, ich bin aufgeregt, sonderbar — was Sie wollen! Ich komme, um Ihnen zu sagen, was ich nicht lassen kann. — Bertha! wir

kennen uns kurze Zeit, aber genug, um Sie zu lieben! — Ja!“ — setzte er lauter und gefaßt hinzu — „ich liebe Sie!“ —

Bertha schrack zusammen, ihre Farbe wechselte und sie zog ihre Hand zurück.

„Ja, ich liebe Sie!“ fuhr Szentimre fort. „Ich liebe Ihren Geist, Ihr Gemüth, Ihre Seele, Ihr innerstes Wesen. Als wir uns das erstemal sahen und Sie mir sagten, ich kenne die Liebe nicht, fühlte ich mich betroffen; Sie hatten Recht! Jetzt aber, theure Bertha! jetzt kenne ich die Liebe; ich kenne sie durch Sie! Bertha, Sie müssen mein sein! — Fassen Sie sich und antworten Sie mir. Wollen Sie mein sein?“ — Und in namenloser Aufregung stand er vor ihr und streckte seine Hand aus und sein Auge hing an ihr, den Moment erwartend, wo ihr Auge zu dem seinen hinaufblicke, ihr Mund sich öffnen würde.

Bertha's Röthe wich einer allgemeinen Bläſſe; sie war tiefbewegt und Thränen standen in ihrem Blicke, als sie ihn zu Victor erhob.

„Armer Victor!“ — begann sie mit leise bebender Stimme — „ziehen Sie Ihre Hand zurück — ich kann nicht“; und sie sank auf einen Stuhl und verhüllte ihr Gesicht.

Szentimre fuhr mit der Hand nach seiner Stirne, ihn schwindelte; doch Bertha faßte sich sogleich und mit weicher Würde bat sie ihn, sie anzuhören.

„Ich kann Ihre Liebe nicht erwiedern wie Sie es verdient! Ich bin nicht kalt und gefühllos, ich achte Sie und bin Ihnen herzlich gut; allein ich kann Ihr Weib nicht

werden, Ihres nicht und keines Andern; ich habe geliebt, unaussprechlich geliebt,—die Jahre haben meinen Schmerz gelindert, ich habe meine Ruhe wiedergewonnen, aber mein Herz ist erstarrt — ich kann nicht wieder lieben, ich kann Ihr Weib nicht werden. Seien Sie ruhig, Victor! Sie verdienen ein Herz, das Ihnen ganz gehört, Sie verdienen geliebt zu werden, wie Sie lieben. Glauben Sie mir, Sie werden ein Wesen finden, das sich Ihnen ganz anschließen wird — Sie werden gewiß. Vergessen Sie daß Sie mich geliebt haben und lassen Sie die Welt, mit der Sie so mannigfach verbunden sind, den Sturm besänftigen, der in Ihrem Innern tobt. Vergessen Sie mich! Ich habe nichts für Sie als meine heißesten Wünsche für Ihr Wohl. Reichen Sie mir jetzt Ihre Hand zum Zeichen Ihrer Achtung und Freundschaft! Ich mußte wahr sein gegen Sie — zürnen Sie mir nicht!"

„Zürnen! o Gott!" und er reichte ihr die Rechte, indeß' er mit der Linken seine feuchtgewordenen Augen beschattete. Und er riß sich hastig los und schritt auf und nieder,— dann blieb er wieder stehen, blickte Bertha wehmüthig an und sagte: „Sie haben mir wehgethan, sehr weh. Aber ich zürne Ihnen nicht, — Sie sind wenigstens wahr gewesen gegen mich!"

„Nicht so düster, Victor!" entgegnete Bertha mild; „das Leben hat noch viele Sonnenblicke für Sie. Mir sagt es mein Herz, Sie werden, Sie müssen treue Liebe finden."

Szentimre's Stirne verdüsterte sich. „Liebe?! Nein! Ich werde nie mehr darnach streben. — Aber Sie haben Recht!" setzte er nach einer kleinen Pause hinzu — „das

Leben, die Welt hat Ansprüche auf mich; Ihre Worte sollen mir heilig sein. Sie haben meine Liebe verworfen, meine glühenden Worte zurückgewiesen! Das Vaterland wird meine Liebe nicht verwerfen, und glühende Worte, die Ihnen gegenüber verhallten, soll das Papier festhalten als Denkmal, das ich meiner Liebe setze, die Sie hier begraben haben." — Und von neuem näherte sich Bertha. — „Ich werde reisen, durch's Leben stürmen und vergessen und wenn ich wiederkehre, dann sollen Sie mich sehen ruhig und gefaßt! Bleiben Sie mir eine werthe Freundin und erinnern Sie mich, daß ich Ihnen in dieser Stunde geschworen habe, mein Vaterland zu lieben mit der ganzen Kraft meines Herzens, das keine andere Liebe kennt! Leben Sie wohl!" und als er ihre Hand ergriff, um sie zum letztenmal an seine Lippen zu drücken, betrat die Gesellschaft, die vor dem Hause geweilt hatte, das Gemach. Doch, ehe noch ein Wort gesprochen worden, stieß Bertha einen Schrei aus und blickte starr nach dem eben eingetretenen Pater Erwin. Diesen überflog eine tiefe Röthe — sie hatten sich erkannt. Bertha zitterte am ganzen Leibe; Aller Blicke richteten sich abwechselnd auf die Beiden und eine höchst peinliche Pause von einigen Sekunden entstand. Der erste, der sich faßte, war der Mönch. Er trat ernst und ruhig vor Bertha hin, ergriff eine ihrer Hände und sprach mit bewegtem Tone: „Ja! ich bin's." — Sie schien aus ihrem stummen Erstaunen zu erwachen und brach in Thränen aus und sank an die Brust der Pfarrerin, die sie langsam in ein Nebenzimmer führte. Tinchen folgte. Die Zurückgebliebenen waren durch die vorgefallene Scene auf's heftigste erregt.

Der Pfarrer stand mit gefalteten Händen, Erwin war in einen Stuhl gesunken und stützte sein Haupt mit der Hand; er war ungewöhnlich blaß und Szentimre stand mit gekreuzten Armen und starrte nach dem Boden; er erkannte in dieser Scene den Commentar zu Bertha's Antwort. Keines sprach ein Wort. Endlich erhob sich der Mönch und richtete seine Worte an den Pfarrer. „Auch Sie stehen verwundert! Kennen Sie die Geschichte dieses Mädchens?"

Der Pfarrer erwiederte: „Ich habe es für meine Pflicht gehalten, sie nicht darum zu fragen."

„Was ich nie mehr erwartete, ist geschehen — wir haben uns wiedergetroffen. Die Umstände, unter denen dieß geschah und die Jahre, die seit unserem letzten Zusammensein verflossen, machen es nicht mehr nöthig, daß die Sache länger, wenigstens nicht für den kleinen Kreis ihrer Freunde verborgen bleibe. Wenn sie sich erholt hat, sagen Sie ihr, daß ich für passend halte, Sie von allem in Kenntniß zu setzen. — Herr v. Szentimre! in Ihrem Gesichte lese ich, was zwischen Ihnen und dem Mädchen vorgegangen — auch Ihnen gebührt eine Aufklärung über die Vergangenheit."

Die Pfarrerin trat ein und berichtete, daß Bertha zu Bette gebracht sei und sich, eine große Mattigkeit ausgenommen, wohl befinde. Sie wünschte sich allein überlassen zu sein. Der Pfarrer ging in's Nebenzimmer und als er zurückkam, bestätigte er die Aussage seiner Frau, und berichtete Bertha's Einwilligung in Alles, was P. Erwin für gut finden würde.

Tinchen wurde weggeschickt; man reihte sich in spannender Erwartung um den Geistlichen, der mit Ernst und Ruhe, ohne ein anderes Zeichen der erlebten Bewegung, mit den Worten begann: „Was ich Ihnen zu erzählen im Begriffe bin, liegt schon seit geraumer Zeit in meinem Geiste geordnet, denn ich bin allmälig, leider! zu spät, in die Kenntniß aller der Fäden gekommen, welche die Ereignisse durchkreuzen, die sich an dieses unglückliche Mädchen knüpfen. Ich selbst bin am frühsten hineinverwickelt und was ich sagen werde, ist zugleich die Geschichte meiner eigenen Jugend."

Geschichte des Benedictiner-Mönchs.

„Es ist nöthig, Ihnen im Allgemeinen eine Uebersicht der Periode zu geben, welche meiner wichtigsten Lebenskatastrophe voranging und dieselbe gleichsam vorbereitete, ehe ich in die Auseinandersetzung des Details derselben eingehe. Ich bin der Sohn eines Beamten einer österreichischen Provinzialstadt und meine Mutter war ein polnisches Fräulein aus einer verarmten Familie. Als ich im Begriffe stand, in das Gymnasium der lateinischen Schulen zu treten, brachte man mich in das Convict von Kremsmünster, eine nicht unrühmlich bekannte Erziehungsanstalt der Benediktiner, woselbst ich gleich so vielen andern Knaben bis zum Eintritt in eine Universität zu verbleiben hatte. Ich war ein lebhafter feuriger Knabe, leicht erregt und empfänglich, ich beugte mich nur ungern unter die klösterliche Ordnung des Hauses, galt bei meinen Kameraden für ein Genie, denn ich lernte die Lectionen leicht und

machte die aufgegebenen Verse und Reden schneller und besser als die meisten andern und begnügte mich nicht blos mit dem Aufgegebenen. So reifte ich heran, den Kopf mit Idealen, das Herz mit Sehnsucht nach Freiheit erfüllt. In den letzten zwei Jahren meines Aufenthaltes daselbst schloß ich mich an einen sehr jungen Knaben, der damals die Anstalt betrat, inniger an und so ward meine Freundschaft mit dem Ihnen Allen bekannten Friedrich Rohrbach angeknüpft. Endlich waren meine Jahre verflossen; ich verließ die Anstalt und kehrte zu meinen Eltern zurück, mit Ihnen über die Wahl eines Brodstudiums zu berathen. Unabhängigkeit war mein höchstes Ideal; ich verwarf daher sogleich die Zumuthung meines Vaters, den geistlichen Stand zu erwählen, der mir mit kirchlichen und geistigen Fesseln drohte. Mein Vater gab in diesem Punkte nach, aber schien nun sich mit besonderer Vorliebe dem Gedanken hinzugeben, mich dereinst als Beamten und Chef eines Bureaus zu wissen. Auch das war meinen Unabhängigkeitsideen entgegen; aber die juridische Laufbahn an und für sich hatte eben nichts Abschreckendes, und indem ich nach einigem ernsten Hin- und Herreden mit meinem Vater ihm versprach, mich der juridischen Fakultät zuzuwenden, hatte ich im Stillen das, wie ich mir dachte, unabhängige Amt eines Advokaten im Sinne. Ich begab mich nach Wien. Ich hatte keine sehr bedeutenden Geldzuflüsse von Hause zu erwarten, obschon ich eben nicht in der Lage war, darben zu müssen; ich suchte und fand in einer Vorstadt ein bescheidenes Stübchen, wo ich mich mit meinen Büchern so gut es ging festsetzte, und fing die Collegien zu besuchen an. Mich

interessirte das Naturrecht ungemein und ich gefiel mir darin, den nicht allzuausführlichen Vortrag zu Hause durch Lektüre und Nachdenken zu ergänzen, was aber in einem Kopfe, wie der meinige einer war, nahe an politische Ueberspanntheit streifte, zu welcher jeder Jüngling, wenn er zum erstenmale von den ursprünglichen Rechten des Menschen im Naturzustande reden hört, sich sehr geneigt fühlt. Inzwischen hatte ich nicht versäumt, einige Bekanntschaften zu machen. In zwei schlichten biedern Bürgerhäusern, an die mir mein Vater Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte, wurde ich sehr wohlwollend empfangen und fand mich je zuweilen zum Besuche ein, obschon mir die guten Leute viel zu einfach und prosaisch erschienen. Von ganz anderer Art war das dritte Haus, wohin ich durch einen Cavalier, mit dem mein Vater in ämtlichen Verbindungen und sogar in beinahe freundschaftlichen Verhältnissen stand, empfohlen worden war. Es war die gräfliche Familie Morberg. Ich war sehr befangen, als ich das Haus zum erstenmal betrat, wurde jedoch durch das freundlichartige Benehmen der Gräfin, das nichts von kränkender Herablassung an sich hatte, bald beruhigt. Der Graf, ein feiner artiger Mann, der meinen Vater auch persönlich kannte und in früheren Zeiten einmal in einem Bureau mit ihm gedient, munterte mich auf, meine Zeit gut zu benützen. Als jedoch von dem Berufe, den mein Vater für mich im Auge hatte, die Rede kam, zuckte er mit den Achseln: „„Sie werden sich auf viele Mühe und viele Täuschungen gefaßt machen müssen, junger Mann! Der Zweig der Administration ist mit geschickten Leuten über-

füllt, wir wissen nicht wohin mit all' den hoffnungsvollen Männern."" — Ich wagte bescheiden auf meine Ideen vom Advokatenstande anzuspielen. Er lächelte: ""Sie denken an die französischen und englischen Advokaten; doch, ich will Ihnen darüber nichts weiter sagen als: versuchen Sie, die Bekanntschaft eines bei einem Advokaten praktizirenden Juristen zu machen und lassen Sie sich von dem erzählen und dann sagen Sie mir gelegentlich, ob Sie noch so denken wie heute."" — Man redete von allerlei Dingen, es kamen Leute, ich empfahl mich; doch blieb mir aus den Reden des Grafen ein banger Zweifel über meine Zukunft zurück, die ich mir schon reizend ausgemalt hatte. Auch mit einigen jungen Männern hatte ich nähere Bekanntschaft gemacht. Der wichtigste darunter war ein Landsmann, d. i. ein Jüngling aus meiner Provinz, der sich mir mehr näherte; er war Mediziner und, wie ich bald merkte, einer von denen, die einen unbestimmten Dichterberuf fühlen, — wir vertrauten einander unsere Verse aus der Gymnasiumzeit, — ich bekam aber einigen Respekt vor meinem Freunde, welcher bereits Mitarbeiter einiger Journale nnd Almanache war. Er lobte meine Arbeiten und munterte mich auf, mein entschiedenes Talent, wie er es nannte, nicht zu vernachlässigen; endlich machte er mir den Vorschlag, mich in ein Kränzchen junger Freunde der Dichtkunst einzuführen. In einer kleinen Stube, in derselben Vorstadt, die auch meine Wohnung enthielt, fanden wir fünf bis sechs junge Leute — sämmtlich Dichter — denen ich vorgestellt wurde. Die Namen von ein paar derselben hatte ich zwar schon irgendwo gelesen, die übrigen waren mir gänzlich

unbekannt. Man las und deklamirte, recensirte, stritt sich ästhetisch und führte geniale Gespräche durch die Wolken von einem halben Dutzend Tabakspfeifen. Ich fühlte mich wunderbar angeregt, — das eigenthümliche Treiben gefiel mir, der Mediziner wurde immer mehr mein Freund, und ich ein Glied der kleinen Gesellschaft. Ich machte Verse und verlor den Geschmack am Juridischen, den mir schon der Graf verleidet hatte; ich hörte auch von einem Juristen, an den ich mich nach des Grafen Rath wandte, nicht viel Tröstliches von der Laufbahn eines Rechtskandidaten, — mein Studiereifer ließ nach, meine Phantasie schuf neue Bilder und Lebensplane — und, ohne mir's zu gestehen, brütete ich darüber, ein großer Dichter zu werden. Durch Verwendung meiner poetischen Freunde gelangten ein paar meiner Gedichte zum Druck; — ich war in einer neuen Sphäre und nahe daran, Alles zu vergessen. Ein Brief meines Vaters, dem ich von den Aeußerungen des Grafen geschrieben hatte und der, ich weiß nicht wie, gehört hatte, ich treibe mich nicht in allerbester Gesellschaft herum, führte mich in die Wirklichkeit zurück. Da er über des Grafen untriebsamen Bemerkungen selbst in seinen Gedanken irre-geworden war, bat er mich, mich wohl umzusehen und ohne Rücksicht auf ihn zu wählen, was mir am schnellsten eine sichere Stellung versprach, und warnte mich vor dem ausschließlichen Umgange mit jungen Leuten. Ich beruhigte ihn über den letzten Punkt, indem ich, ohne das literarisch-geniale Wesen unserer Gesellschaft zu berühren, meine Freunde als solide junge Leute pries, was sie auch in der That waren und ihn heilig versicherte, daß nie der geringste

Exceß vorgefallen sei; daß ein junger Mensch mit Seinesgleichen umgehen müsse u. dgl. — Ueber den Punkt der Standeswahl versprach ich Vorsicht und gelobte, erst mein Anliegen dem Grafen vorzutragen, den ich als meinen Gönner zu betrachten mich gewöhnt hatte. Ich ging auch einmal wieder zu ihm und nachdem ich berührt hatte, daß ich, wie er prophezeite, meine juridischen Plane nichtig gefunden habe, trug ich ihm vor, daß ich Lust hätte, mich der Medizin zu widmen, zu der mir im Umgange mit meinem Freunde einige Neigung erwacht war. Der Graf bemerkte: „„Man springt in Ihrem Alter leicht von einer Fakultät in die andere, und irrt sich nicht selten in der Meinung von seinem Berufe. Daß Sie sich so leicht von der Laufbahn des Rechtsgelehrten abschrecken ließen, scheint ein Beweis, daß Ihr Beruf dazu kein echter gewesen. Die Medizin ist, wenn man einigen natürlichen Ekel überwinden kann, ein interessantes Studium und geschickte Aerzte werden immer gesucht sein; allein bedenken Sie wohl, was Sie thun. Wenn Sie einen größeren Ehrgeiz haben, als dereinst als Stadt- oder Distriktsmedicus ein mäßiges Einkommen in Ruhe zu verzehren — kurz, wenn Sie in einer Hauptstadt als ärztliche Celebrität Ihr Glück machen wollen (und Sie scheinen mir etwas hochstrebend zu sein), so müssen Sie daran denken, sich außer tüchtigen Kenntnissen auch Weltschliff und Ton zu erwerben; es ist nothwenig, ein Mann von Welt zu sein, um als Arzt fortzukommen."" — Ich dachte an mein geringes Vermögen und machte ein sehr niedergeschlagenes Gesicht. Der edle Graf lächelte mild: „„Ich kann mir denken, was Sie kränkt; Sie fürchten,

keine Gelegenheit zu finden, sich für die Welt zu bilden. Lassen Sie sich das nicht grämen. Prüfen Sie Ihren Entschluß, machen Sie einen Versuch — bleiben Sie fest und halten Sie sich sittlich, makellos, — ich reise nächste Woche in die Bäder und komme im Herbste zurück. Besuchen Sie mich sodann und wir werden weiter sprechen.""

Ich that wie er befuhl und fing an, Medizin zu treiben; ich überwand mit einiger Mühe den Abscheu vor den Cadavern, fühlte mich von der Botanik angezogen und selbst poetisch angeregt und hoffte das Beste. Meine Beziehungen zu den jungen Dichtern blieben im Alten, — wir sprachen von großen Dingen und thaten sehr kleine Schritte zu unserm künftigen Dichterruhme und bis jetzt, mehr als zehn Jahre nach jener Epoche, hat erst ein einziger aus unserm kleinen Kreis das damals uns Allen vorschwebende Ziel erreicht — ein Dichter zu sein. Unsere Bemühungen sind fruchtlos geblieben — es war Jugendfeuer und nicht Dichterfeuer, was uns begeistert hatte — — — Doch folgen auf Erregtheit, Leidenschaftlichkeit poetisch-ideale Anschauungen. Der Graf kehrte zurück und war zufrieden mit mir; ja noch mehr! er machte mir einen sehr großmüthigen Antrag, der mich in Stand setzte, mich der feinen Welt zu nähern; er wünschte, ich solle einige freie Stunden seinen Privatgeschäften widmen, bot mir sein Haus und den Namen eines Secretärs an. Hocherfreut über so unerwartetes Glück schlug ich ein und ward ein Genosse des gräflichen Hauses. Dadurch wurde viel in meinen Verhältnissen geändert, — meine poetischen Conventikel zwar nicht unterbrochen, aber doch seltener gemacht; denn

die Geschäfte des Grafen entzogen mir manche freie Stunden, und mit meinen Studien beschäftigte ich mich ziemlich eifrig; der Graf gab mir in seinem Hause vielfältig Gelegenheit, mit der großen Welt in Berührung zu kommen, um mich abzuschleifen,—ich war willig und man war mit mir zufrieden; allein mein Stolz regte sich bald und da er über meine Dankbarkeit nicht die Oberhand gewinnen konnte — denn Graf und Gräfin waren die Güte selbst— begann sich eine Art Bitterkeit gegen die Welt, in der ich mich ausnahmsweise bewegte, und deren Sitten ich adoptiren sollte, in meinem Innern festzusetzen; ich wurde ernster und wandte mich mehr zu den Studien — ich schloß mich immer mehr ab, selbst meine Correspondenz mit meinem jungen Freunde Rohrbach hörte nach und nach auf, einige herbe Schläge im elterlichen Hause und der Tod meiner Mutter fielen in diese Zeit und drei Jahre nach meinem Eintritt in des Grafen Haus und den medizinischen Studien war ich ein ganz anderer und vielleicht eben nicht besserer Mensch als zuvor. Da geschah es, das mein Graf von Verwandten aus Ungarn besucht wurde; sie wohnten in seinem Hause und für einige Wochen veränderte sich die Lage der Dinge. Unter den Gästen befand sich auch als Gesellschafterin, mehr denn als Gouvernante des erst fünfzehnjährigen fremden Fräuleins, ein um nicht viel mehr als drei bis vier Jahre älteres Mädchen, welches bei näherem Verkehr eine Veränderung in meinem Innern hervorbrachte. Die Stellung, in welcher wir Beide uns in den beiderseitigen Familien befanden, trug zu unserer Annäherung bei und ich liebte sie endlich wirklich und aus ganzer Seele,

ohne jedoch mein Gefühl mit Worten zu verrathen. Nach mehreren Wochen reis'te die ungarische Familie wieder ab und entzückte mich unbewußt durch das Versprechen, ihren Besuch im nächsten Jahre zu wiederholen. Meine Liebe wurde mein Schutzgeist; den Besitz des geliebten Gegenstandes im Auge haltend, war von nun an mein Studium, das Höchste für mich. Während bei Andern gerade in einer solchen Periode jedes Fleckchen Papier mit Sonetten u. dgl. bekritzelt wird, hörten bei mir alle poetischen Versuche auf; ich studirte Tag und Nacht, las, was ich von medizinischen Werken habhaft werden konnte und war im Stande, um die Zeit der wiederkehrenden Gäste nach dem Doktorhute zu ringen. Mein Graf äußerte seine Zufriedenheit und prophezeite mir eine schöne Zukunft, — man hielt mich, wo man mich kannte, für einen hoffnungsvollen Arzt und ich hatte auch schon einige glückliche Erstlingskuren vollbracht. Die ungarischen Gäste kamen an, — ich konnte nicht, wie im verflossenen Jahre, viel in deren Gesellschaft sein, denn es waren die letzten Wochen vor meiner Inauguraldissertation; ich schrieb und studirte, und kam selten hinüber in die Gesellschaftszimmer. Endlich erschien der Tag und als ich mit meinem neuen Range nach Hause kam, eilte ich zu meinem Grafen; sein Schwager, der ungarische Graf, war in seinem Cabinette. Mein Gönner drückte mir warm die Hand und ich, unfähig zu sprechen, dankte ihm mit einem Gegendruck, der bei einem minder vorurtheilsfreien Manne vielleicht Anstoß erregt haben würde. Allein der Graf verstand mich und ermunterte mich mit gütigen Worten, mich zu fassen. „„Ich kann Ihnen““ — fuhr er sodann fort —

„„gleich eine Gelegenheit geben, in Ihrem neuen Charakter wirksam zu werden. Mein Schwager, der sich genöthigt sieht, mindestens ein Jahr oder noch mehr ununterbrochen der Verwaltung seiner Güter zu widmen, wünscht, um seinen zahlreichen Hausstand nicht einem erbärmlichen Dorfwundarzt preiszugeben, sein eigenes Haus mit einem wackern Mann dieses Fachs zu versehen und seine Wahl ist auf Sie gefallen.““ — „„In der That““ — fiel hier der ungarische Graf selbst ein — „„wäre es mir wünschenswerth, wenn Sie sich dazu bereden lassen wollten; ich kann Ihnen zwar wenig Unterhaltung bieten, doch können Sie vielleicht dort auf dem Lande einige nützliche Praxis machen.““ — Ich schützte meine Unerfahrenheit vor. — „„Ach, lassen Sie sich““ — fuhr er fort — „„dadurch nicht abhalten; wir sind, Gott sei Dank! ziemlich gesund und ich hoffe nicht, daß sich besonders complicirte Fälle ereignen werden, — mir liegt nur daran, verständige ärztliche Hilfe bei der Hand zu haben, wenn etwas vorfiele.““ — Der Vorschlag war keineswegs zu verachten; eine mäßige Praxis und eine sorgenfreie Stellung, dazu im Hintergrund das Romantische eines fremden Landes, endlich die Nähe einer gewissen Person, vielleicht sogar die zu erreichende Möglichkeit, meine kühnsten Wünsche zu befriedigen — alles stürmte auf mich ein, und ich sagte ja. Ich besorgte Alles, was ich für meine neue Stellung nöthig hielt, und nach ein paar Wochen verließ ich das Haus meines Gönners und begab mich im Gefolge meines nunmehrigen Herrn nach Ungarn. Der Name des Schlosses und der Familie thut nichts zur Sache; nur so viel will ich bemerken, daß mein

neuer Aufenthaltsort in den Karpathen und zwar in einer überaus lieblichen Gegend war. Im Schlosse befand ich mich bald ganz wohl; der Graf behandelte mich mit Auszeichnung, die Gräfin mit freundlicher Achtung, die junge Gräfin war ein holdes, wohlerzogenes Kind, ganz Heiterkeit und Unschuld und ihre Gefährtin und halb Gouvernante übten ohnedieß einen, leider! allzugroßen Einfluß auf mich aus. Den übrigen Hausgenossen gegenüber hatte mir der Graf eine adelige Stellung gegeben. — Ich fand weniger zu thun, als ich erwartet hatte; es war daher natürlich, daß meine, durch die letzte Zeit angestrengten Berufsstudien zurückgedrängten poetischen Beschäftigungen neuerdings aufgenommen wurden, zumal sich dazu in der erhabenen Natur, in der einsamen Lage des alterthümlichen Schlosses, in den mancherlei dunklen Sagen der Gegend genug Veranlassung fand, mich zu exaltiren. Mein Umgang mit dem Dichterklubb in der Residenz hatte für diese Art Selbsterxaltirung den Weg gebahnt, indem wir dort unter der Göthe'schen Redensart — poetische Anschauung gewöhnlicher Dinge — uns gewöhnt hatten, alles Natürliche so lange zu überschrauben, bis wir ihm eine unnatürliche Ansicht abgenommen hatten, die wir die „poetische" nannten. So ging es mir auch hier. Meine Liebe, das alte Schloß, Ungarn, die Karpathen — alles mußte mir dienen, um mich zu überspannen; nur die sehr verständigen Gesinnungen meiner erkorenen Dame hielten mich in gewissen Schranken. Ich träumte für mich hin, machte Verse, die im geselligen Kreise des Hauses gefielen; man ermunterte mich, — ich folgte den Anregungen, besonders da Sie

keine kleine Gönnerin meiner Muse war. — Unser ruhig behagliches Landleben wurde bisweilen durch Besuche unterbrochen, worunter ich nur einige Offiziere bemerkte, da die Annäherung eines oder zweier derselben an den Gegenstand meiner Verehrung mich zuerst bewog, etwas entschiedener aufzutreten, wodurch meine Gefühle verrathen wurden. Doch da die Sache an und für sich ziemlich natürlich war, und von Seite der Herrschaften eher mit günstigen Augen betrachtet wurde, hielt ich damit nicht mehr länger hinter dem Berge und war nur so weit zurückhaltend, als meine jetzige precäre Stellung und das Darausfolgende sich in's Weite ziehen könnte und unser Verhältniß erforderte. Aber auch dieß gab meinem romantischen Geiste Nahrung, obschon es manchmal den Wunsch rege machte, mir eine Stellung in der Welt zu suchen, welche mich zur endlichen Erfüllung meiner Erwartung ermächtigen sollte. — Doch betrachteten wir uns der Welt und Vielen gegenüber als stillschweigend Verlobte. Da erschien mit einem Male auf dem Schlosse der einzige Sohn des Hauses, der, in einem Husarenregiment dienend, die Zeit seines Urlaubs im elterlichen Hause zuzubringen kam. Graf Aladar war noch sehr jung und schien früh das Vaterhaus verlassen zu haben. Er hatte wenig Kindliches und war fast ganz Offizier. Das Schloß war ihm bald zu todt,— er arrangirte Spazierritte, Pirutschaden und in immerwährender, doch nie ernsthafter Thätigkeit fehlte ihm nur noch eins zu seiner Unterhaltung — eine Liebelei! Auch dazu fand sich Rath; er widmete seiner Schwester besondere Aufmerksamkeit und wie meinem von Liebe und Eifersucht geschärften Auge nicht entging,

war die Gesellschafterin seiner Schwester nicht wenig bei dieser brüderlichen Zärtlichkeit in Rechnung gebracht. Ihr würdiges Betragen gegen ihn reizte den jugendlichen Kriegsmann, der Widerstand nicht gewohnt zu sein schien und ungeachtet ich alles Vertrauen auf meine Braut setzte, konnte ich mich doch eines höchst widerwärtigen Gefühles nicht erwehren, so oft sich Graf Aladar mit den beiden Mädchen zu thun machte; denn er war klug genug, seinen Eltern gegenüber die Geschwisterliebe vorwalten zu lassen. In diesem durch eine Ueberspannung und äußere Verhältnisse aufgeregten Zustande traf mich die Nachricht von der am 29. November zu Warschau ausgebrochenen Revolution. Neue Nahrung für mein Gemüth,— denn mein polnisches Blut regte sich in mir. — Meine Stellung im Schlosse verschlimmerte sich, Graf Aladar haßte mich, was ich ihm von Herzen erwiederte; mein Mangel an Beschäftigung gab mich um so sicherer allen Unannehmlichkeiten preis, da ich Zeit hatte, sie durch Nachgrübeln und Wiederkäuen zu vermehren — es mußte ein Ende gemacht werden, so viel war klar. Aladars Urlaub ging zu Ende; ich mußte, ehe er etwa wiederkehrte, etwas Entscheidendes in meiner Sache gethan haben; inzwischen entwickelten sich auch die Ereignisse in Polen mit wunderbarer Schnelligkeit: ein organisirter Interimsstaat stellte sich dem nordischen Riesen entgegen, der Krieg war los, Alles in Polen war voll der schönsten Hoffnungen. Ich hatte immer Nachrichten; im Schlosse wurden alle neuen Ereignisse besprochen, und so erfuhr ich auch, daß viele Aerzte und selbst noch studirende Medizíner aus Galizien sich der polnischen Armee angeschlossen hatten.

Dieß war ein guter Wink für mich; meine Mutter war eine Polin, ihr Vaterland erregte Sympathie in mir, meine Exaltation spiegelte mir Ruhm und Gelingen vor, mein Entschluß war gefaßt — ich bereitete im Stillen Alles zur Flucht vor; denn ich hielt für nöthig, ein Geheimniß daraus zu machen und mit einigen Briefen, die ich an den Grafen und an meine Geliebte an der Grenze auf die Post gab, verließ ich eines Abends das Schloß und es gelang mir, nach Krakau zu kommen. In Kurzem war ich Bataillonsarzt beim —Regimente und marschirte gegen die Russen. Von da an war meine Communication mit Ungarn abgeschlossen; ich mußte Alles bis auf meine, wie ich träumte, glorreiche Rückkehr verschieben. Ich bekam alle Hände voll zu thun; mein Enthusiasmus ließ mich oft vergessen, daß ich als Arzt eigentlich non combattant sei. Die Cholera wüthete auf dem Kriegsschauplatze, Gefahren, Anstrengungen aller Art umgaben uns. Der Erfolg der Ereignisse in Polen ist bekannt; Warschau war gefallen, die Revolution zertreten, wer Waffen getragen hatte, suchte der Strafe des Ueberwinders zu entkommen. Ich wußte mir einen falschen Paß zu verschaffen und entkam über die österreichische Grenze. Gebrochenen Muthes kam ich nach Ungarn, gebeugt von dem Erlebten, tiefverletzt und gealtert in kurzer Zeit — — nichts war mir treu geblieben als meine Liebe. Doch neuerdings sollte ich Unerhörtes schauen —; als ich über die Karpathen in die vorhin bewohnten Gegenden kam, stellte sich mir auch hier ein trauriges Bild der Zerstörung entgegen, — überall Spuren des Aufruhrs, verwüstete Schlösser, Ruinen, überall Galgen mit ihren Opfern

beladen — ich war auf dem Boden, den kurz zuvor die Greuel des Cholera=Aufstandes mit Blut gedüngt hatten; der Aufstand war gedämpft, das Standrecht waltete über den Gegenden, die ich durchkreuzte. Die Schlösser des Adels standen leer, die richtende Gewalt hatte ihren Sitz im Lande aufgeschlagen. Die düstersten Ahnungen standen in mir auf; ich kam auf die Güter des Grafen, das Schloß war eine Brandruine, von der Familie niemand zu sehen, meine Nachfragen hatten wenig Erfolg; — endlich erfuhr ich später, der Graf sei im Aufstande erschossen worden, die Gräfin mit ihrer Tochter entflohen, letztere aber bald darnach in Folge des Erlebten erkrankt und gestorben. Man bezeichnete Kaschau als den Ort, wohin sich die Gräfin zurückgezogen und wo sie einsam lebe. Von der Gesellschafterin der jungen Gräfin wußte Niemand zu sagen. Ich mußte mich mit den Aussagen der Leute begnügen; denn, unter einem falschen Passe reisend, konnte ich zu keiner Nachforschung meine Zuflucht nehmen, die mich zu nahe in ämtliche Berührungen mit den Behörden gebracht hätte.— Mit zerrissener Seele verließ ich Ungarn und wollte mich nach meiner Heimath begeben; doch war Vorsicht nöthig, denn durch die Ereignisse des letzten Jahres war ich im eigenen Lande ein Fremder geworden, und mehr noch, ich mußte die Gesetze scheuen, die mich schwerlich auf gleichen Fuß mit den übrigen, offen übergetretenen Polen behandelt haben würden, und selbst dann wäre wahrscheinlich ein fernes Exil mein Loos gewesen. Ich vermied die Residenz und eilte durch Obersteiermark, wo ich zu Admont, nachdem ich schon auf der Reise gekränkelt, den Einwirkungen

meiner Schicksale erlag. Ich wurde gefährlich krank. Man holte einen Priester des dortigen Benediktiner-Stiftes, denn ich war dem Tode nahe; doch meine starke Natur siegte— ich genas allmälig unter der Pflege eines wackern Arztes und der Mönche, deren einer mich besonders liebgewonnen hatte. Es war ein würdiger Mann, und während meiner Genesung nahm ich mir einmal in einer traulichen Stunde ein Herz und stellte mich ihm als einen Flüchtling der polnischen Armee dar, ihm in Kürze meine Verhältnisse kundgebend. Er schüttelte den Kopf und sagte: „„Bleiben Sie ruhig — vor der Hand sind Sie in guten Händen; bis Sie hergestellt sind, lassen Sie uns das Weitere besprechen."" Ich fing aber selbst an, über meine Lage nachzudenken, und fand sie sehr übel. Meine Theilnahme an der polnischen Revolution hatte, wenn sie auch sonst keine üblen Folgen nach sich zöge, doch jeden Anspruch auf eine Stellung in meinem Vaterlande vernichtet. Den Gesetzen gemäß mußte mein Name aus den Matrikeln der Fakultät gelöscht sein, meine ärztliche Laufbahn war somit geschlossen. Meine Thatkraft und Lebenslust, die mich vielleicht einen kühneren Entschluß hätten fassen lassen, waren durch die letzten Ereignisse und vollends durch meine Krankheit gänzlich gebrochen, — ich versank in Melancholie und unthätiges Dahinbrüten. Selbst mein gänzlich verfehltes Dasein gewaltsam zu enden — ein Gedanke, der in meiner Lage manchem feurigen jungen Manne willkommen gewesen wäre — war ich damals, dem Himmel sei Dank! zu schwach. — Ich fühlte ohne Theilnahme eine zunehmende Gesundheit; ich hörte eben so stumpfsinnig die Zureden meines geistlichen

Freundes. Da betrat ich einmal — beinahe ganz genesen — an seiner Seite das Kloster und die Idee schoß in mir auf, hier sei meine einzige Zuflucht, — lebendig wollte ich mich hieher vergraben, meinem dumpfen Trübsinne nachzuhängen. — Ich sprach deßhalb mit meinem Freunde, der mir davon abrieth, indem meine Stimmung nicht die sei, in der man so wichtige Dinge beschließen müsse. Allein ich gab nicht nach; ich ging die Obern des Stiftes an, und erlangte die Erlaubniß, mein Novisiat anzutreten. Ich hatte, was ich wollte: einen Winkel für meinen Trübsinn, eine ungestörte Muße, an meinem Kummer zu zehren. Allein dieß machte mich noch unglücklicher und nach vielen Versuchen, meine Schwermuth zu überwinden, machte mir mein Freund den Vorschlag, durch Beschäftigung mich zu zerstreuen und verlangte von mir, ich sollte, da ich so fest beim Entschlusse, im Kloster zu bleiben, beharre, wenigstens den theologischen Kurs machen, um dereinst in die Reihen der Väter dieses Conventes einzutreten. Ich willigte ein, trieb nun theologische Studien und hing meinen Träumen nach. Doch nach und nach zerstreute mich die Thätigkeit, die um mich her zu sehen war; die Mönche theilten sich in den Unterricht, die Seelsorge und die Administration der Güter; ich nahm unwillkürlich mehr Antheil an meiner Umgebung und ihrem Treiben und als ich nach drei Jahren, in meinem Entschlusse vollkommen befestigt, das Ordenskleid und die Priesterweihe empfing, that ich es mit dem festen Vorsatz, meine neue und mit Ursache habe ich zu glauben, die einzige mir übrige Stellung zum möglichsten Nutzen meiner Umgebung anzuwenden. Von neuem

nahm ich wieder die Medizin vor, und der Mönch hat in jener Gegend manche Gelegenheit, davon Anwendung zu machen. Da ich mich jedoch im Kloster selbst einem bestimmten Fache zuwenden mußte, erwählte ich das Lehrfach, das ich auch nach langer Vorbereitung demnächst anzutreten im Begriffe bin. So bin ich endlich meine gefährliche Stimmung losgeworden, die mich zuerst in's Kloster geführt hatte, und wie sehr es meiner neuen Lebensweise gelang, mir jene Ruhe zu geben, die ich so sehr bedurfte, hat der heutige Abend gezeigt, denn Bertha ist — meine Braut vom Schlosse des Grafen! Heute sah ich die Verlorengeglaubte zum erstenmal wieder, und so sehr es mich auch bewegt, hat mir doch Gott die Kraft gegeben, dieß Ereigniß mit jener Ruhe zu tragen, die mein jetziger Stand fordert; ich hoffe, auch sie wird die augenblickliche Erschütterung überstehen; denn nach allem, was mir mein Freund Rohrbach von ihr erzählte, ehe ich noch ahnen konnte, daß sie es sei, scheint auch sie eine feste Haltung im Leben gewonnen zu haben. Nur Eines wünsche ich zu erfahren, wie es nämlich kommt, daß ich Bertha hier unter einem andern Namen und als die Tochter dieses würdigen Mannes finde, die sie meines Wissens nicht ist."

Der Pfarrer nahm hierauf das Wort: „Da die Sache nunmehr kein Geheimniß für die Anwesenden bleiben kann, halte ich mich gleichfalls meines Angelobnisses, zu schweigen, entbunden. Bertha ist die Tochter meiner Schwester, die an einen Beamten jenes Grafen vermählt war, dessen Tochter sie zu ihrer Freundin und Gesellschafterin wählte. Meine Schwester starb früh und für die mutterlose Waise

war in des Grafen Hause gesorgt; mein Schwager, später mit einem größern Posten auf einem entfernten Gute des Grafen betraut, wurde selbst ein Opfer des Bauernaufruhrs in der Cholerazeit, und meine Nichte kam auf ihrer Flucht zu mir, als ich noch in einer andern Gegend eine kleine Pfarrei innehatte, und bat mich um Zuflucht und den Namen meiner Tochter; dabei beschwor sie mich um Verschwiegenheit ihres wahren Verhältnisses zu mir. Warum, hat sie mir nie gesagt. Doch ich vertraute ihr, und willigte in Alles. Sie ist uns seitdem liebgeworden wie eine Tochter und ich habe kaum mehr daran gedacht, daß sie nur den Namen trägt. An meiner jetzigen Stelle gilt sie durchaus dafür, da sie schon in meinem Hause Kindesrechte hatte, als ich hieher versetzt wurde."

Während der Erzählung des Pfarrers war Frau Claudius in's Nebenzimmer gegangen, wo sie Bertha, ruhig und nur äußerlich etwas angegriffen, wiederfand. Sie vernahm mit Theilnahme aus des Pfarrers Munde, was sie aus Erwins Geschichte nicht wußte und verlangte, in seine Gegenwart geführt zu werden, wozu sie sich stark genug fühlte. — Sie betrat auch mit Festigkeit das Zimmer und richtete ihr erstes Wort an P. Erwin, zwar mit zitternder Stimme, aber mit ruhiger Fassung. „Verzeihen Sie meiner Schwäche und lassen Sie uns Gott danken, der uns wieder zusammengeführt hat; ich bin ruhig, — hat mich gleich der plötzliche Anblick eines Todtgeglaubten überwältigt, so ist's doch jetzt vorüber; ich habe mich gewöhnt, mich als Ihre Wittwe zu betrachten und Trost gefunden. Ihr Wiedersehen ändert nichts in meiner Lage. Meine Mutter —

erlauben Sie, daß ich Sie fortan so nenne — hat mir den Rest Ihrer Geschichte mitgetheilt, der mir alles erklärt; denn nach Ihrer Flucht erfuhr man blos, daß Sie nach Polen gegangen seien, und Ihr Brief von der Grenze war der letzte. Selbst mündlich habe ich von Männern, die um diese Zeit gleichfalls in Polen waren, keine Nachricht einziehen können.« — Ich vergaß zu sagen, daß ich der Sicherheit wegen den Namen meiner Mutter angenommen hatte; ich schrieb Ihnen auch diese Veränderung, allein in den damaligen Wirren scheint auch dieser Brief verloren gegangen zu sein. Doch sprechen Sie — wie entgingen Sie dem Schicksale Ihrer Hausgenossen?«

»Ach, daß ich an jene Zeit gemahnt werden muß! Doch, es sei! Ich bin Ihnen, bin meinen zweiten Eltern, bin endlich Herrn v. Szentimre auch diesen Theil meiner Geschichte schuldig. Als die Cholera jenen furchtbaren Bauernaufstand veranlaßte, war eben Graf Aladar wieder auf Urlaub im Schlosse und verfolgte mich unverholen mit seiner Zärtlichkeit. Die Gefahr seiner Familie nahm jedoch bald seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Vorbereitende Maßregeln konnten kaum getroffen werden, denn ehe man noch an die Möglichkeit der Ereignisse dachte, war schon der Hof des Schlosses mit empörten Bauern erfüllt, und ein paar Diener des Hauses in ihren Händen. Der Graf zeigte sich auf dem Balkon, ein unheilverbreitendes Geschrei empfing ihn, und von einer aus dem Haufen abgeschossenen Kugel getroffen, sank er zu Boden. Das war das Signal zum ersten Angriff. Die Gräfinen waren in der Kapelle mit einigen ihrer weiblichen Dienerinen und mit mir; wir

waren in namenlaser Angst vor dem rohen Haufen. Der erbitterte Graf Aladar wollte, den Säbel in der Faust, unter die Rotte stürzen; doch der Kammerdiener des gemordeten Grafen hielt ihn zurück und stellte ihm das Wahnsinnige seines Unternehmens vor. „Denken Sie an Flucht und an die Frauen!“ beschwor ihn der alte Diener; und Aladar schien nachgeben zu wollen, als wir bereits die Horde im Innern des Schlosses halloen hörten. Aladar trat auf den Corridor, der zur Kapelle führte; hieher war noch Niemand gedrungen; er ließ uns in's Mägdezimmer treten, welches durch die Küche einen Ausweg nach dem Hühnergarten hatte. Die Nähe der Gefahr ließ mich auf ein Rettungsmittel verfallen, und ich schlug den Gräfinen vor, die bäurischen Kleider der Mägde anzuziehen und in dieser Verkleidung zu entfliehen. Aladar ging mit Lebhaftigkeit in meine Ideen ein, und indeß' wir uns umkleideten, hielt er Wache auf dem Corridor. Der Kammerdiener wagte sich, um zu kundschaften, weiter, doch zu seinem Unglück; einige Bauern ersahen ihn und schleppten ihn fort; einer derselben aber kam bis auf den Gang, an dessen Ende Aladar stand, um sich einiger metallenen Wandleuchter zu bemächtigen, die hier hingen. Aladar war im Nu an seiner Seite und streckte ihn mit einem Säbelhieb nieder und sich so gut als thunlich in die Kleider des Getödteten werfend und den breiten Hut über die Stirne drückend, erschien er bei uns. Um unsere Flucht zu sichern, steckte er, was brennbar war, in Brand, und trieb uns sodann, anscheinend mit Gewalt und in der Sprache des Volkes fluchend über die sich in alles mengenden Weiber aus dem Schlosse. Eine Gruppe

Bauern, die am Balkon stand, wieherte ihrem vermeintlichen Kameraden Beifall zu, und der unebene Grund entzog uns bald ihren Blicken. Eine erbärmliche Schäferhütte verbarg uns über Tags den Bauern, welche mit der Plünderung des Schlosses und mit der Mißhandlung Jener beschäftigt waren, die sich nicht mehr retten konnten; auch brachen bald die von Aladar gelegten Flammen aus, und nahmen die Unheilstifter in Anspruch, um, was dem Brande entreißbar, zu rauben oder zu zerstören. Aladar schlich sich in's Dorf und war so glücklich, sich eines verlassen dastehenden Bauerwagens mit zwei Pferden zu bemächtigen; — es dämmerte, als er, durch seinen Anzug einigermaßen geschützt, sein Fuhrwerk in unsere Nähe brachte. Die Gräfin sammt ihrer vor Angst und Schrecken halbtodten Tochter wurden in den Wagen gehoben, ich setzte mich ihnen zur Seite, und mit Einbruch der Nacht jagten wir mit allen Kräften der nächsten, nur vier Meilen entfernten Stadt zu. Wir erreichten sie mit einiger Anstrengung, und jetzt erst konnten wir uns für gerettet ansehen. Von dort setzten wir unter Bedeckung die Reise nach Kaschau fort, wo die Gräfin das Haus einer Freundin bezog. Sie war tiefgebeugt durch das Schicksal ihres Gatten, noch mehr aber durch die gleich nach ihrer Ankunft ausgebrochene Krankheit ihrer Tochter. Graf Aladar mußte zum Regimente zurück; allein aus der Art, wie er gegen seine Mutter mich wegen meines Vorschlags zur Verkleidung als die Retterin der Familie erwähnte und aus einigen Worten, die er gegen mich fallen ließ, errieth ich seine Absicht. Er reis'te ab mit dem Versprechen, sobald als möglich wiederzukommen; ich kannte

seinen heftigen Charakter zu gut, ich sah zu klar, daß, was die Autorität seines Vaters zu hindern im Stande gewesen wäre, der nun noch gebeugten Gräfin nie gelingen werde und ich sah ein, daß ich, wollte ich anders meine Pflichten gegen meinen Verlobten wahren, fort mußte. Bald war es möglich; denn die junge Gräfin erlag ihrer Krankheit und ich verließ mit Hinterlassung eines Briefes, der nichts enthielt als meinen Dank und die Bitte, mir meinen sonderbaren Schritt zu verzeihen, Kaschau und begab mich zu dem Bruder meiner Mutter, in dessen Hause ich seitdem als seine Tochter lebe."

Szentimre, der alle diese Erzählungen mit einem düstern Schweigen gehört hatte, trat auf Pater Erwin zu und flüsterte ihm allein hörbar: "Ich kehre heute noch nach Hause; folgen Sie mir bestimmt bis morgen." Und sich hierauf gegen Bertha wendend, reichte er ihr die Hand und stürzte mit den Worten: "Leben Sie wohl!" zum Hause hinaus. P. Erwin und Bertha sprachen noch Manches miteinander; doch wurden sie beide darüber einig, daß sie sich nicht wiedersehen sollten. Am folgenden Morgen verließ auch P. Erwin mit gemischten Gefühlen Bobersdorf. Bertha stand am Fenster, — sie winkte ihm zum letzten Male und nun fester und klarer mit sich selbst, trat sie zurück. Ihr letzter Kampf war entschieden, jetzt konnte sie ruhig sein.

XXV.

Kehren wir zu unserem Helden zurück, der indeſſ' in den Wäldern der ſteiermärkiſchen Grenze und auf den Eiſenwerken ſeines Vetters ſich von der Wunde zu heilen ſuchte, welche ihm ſein letzter Aufenthalt in Szentimre's Schloß von neuem bluten gemacht hatte. Er konnte Etelka nicht vergeſſen, und ſelbſt die liebliche Muhme konnte ihm die Leere nicht ausfüllen, die er empfand. Der Eifer, mit welchem er, um ſich ſelbſt zu entfliehen, in Geſchäftsſachen ſeinem Vetter an die Hand ging, erwarb ihm deſſen Liebe in hohem Grade und er erwartete nur noch Nachrichten aus Ungarn über den Verkauf ſeiner Grubenantheile, um den einſtweilen entworfenen Contract zu unterzeichnen. Fiſcher, von deſſen wohlwollenden Geſinnungen er nunmehr überzeugt war, belebte mit ſeinen angenehmen Eigenſchaften die kleine Geſellſchaft; er ließ nicht im mindeſten merken, daß er um Malvinens Neigung oder um ihres Vaters Abſichten wiſſe, — nur wußte er es ſo einzurichten, daß der letztere wenig Gelegenheit fand, die beiden jungen Leute einander mehr zu nähern, als es eben der Lauf der Dinge von ſelbſt hervorbrachte. Als eines Abends Friedrich,

welcher, in der Erwartung, Briefe aus Ungarn zu erhalten, getäuscht, etwas mißgestimmt schien, sich mit Herrn Gerling irgend eines Geschäftes wegen für eine Weile entfernt hatte, bemerkte Malvina gegen den zurückgebliebenen Fischer:

„Mein Vetter ist heute sehr unartig.“

„Hat er Ihnen etwas der Art gesagt?“

„Er hat gar nichts gesagt — und das finde ich unartig. Es ist als wenn ihn unsere Gesellschaft stumm machte, oder als wenn er nichts zu reden wüßte. Und er kann doch recht schön reden, wenn er will! — — Und Sie schwiegen auch? Sie wissen doch sonst mit der Zunge umzugehen!“

„Ich weiß nicht, ob ich zu Gunsten Herrn Rohrbachs sprechen darf oder nicht.“

„Zu seinen Gunsten? Ich wäre doch neugierig, wie Sie ihn entschuldigen könnten, uns mit seiner unartigen Laune gelangweilt zu haben.“

„Wenn Sie erlauben, mein Fräulein! ich will es versuchen, meinen abwesenden Freund zu vertheidigen.“

„Erstens“ — fuhr Fischer, sich in den Stuhl mit anscheinender Gleichgiltigkeit zurücklehnend, fort — „erstens bin ich so frei, zu bemerken, daß er durchaus nicht so schweigsam war, als Sie behaupten. Denn eben auf seine ziemlich beendete Lobpreisung einer Dreschmaschine hat ihn Herr Gerling hinübergeführt, um ihm das Modell einer andern Art derselben zu zeigen, der er den Vorzug gibt—“

„Derlei Gespräche rechne ich für nichts“ — fiel etwas empfindlich Malvina ein — „ich dachte, der junge Herr

könnte Rücksicht darauf nehmen, daß er sich nicht in meines Vaters Modellenkammer, sondern —"

"In Ihrer reizenden Gegenwart befindet" — fiel Fischer mit einem feinen Lächeln ein — "wo er besser thäte, der liebenswürdigen Gebieterin dieses Appartements die Cour zu machen — —"

"Fischer! Sie werden mich böse machen!"

"Gut! so theile ich mich mit meinem Freunde in Ihre Ungnade!"

"Weiter; was haben Sie noch zu seinen Gunsten zu sagen?"

"Hm! mancherlei! Z. B. wer sagt Ihnen denn, daß man keine Ursache haben könne, übellaunig zu sein?"

"Aha! Ihr Männer habt immer gewichtige Ursache und glaubt damit das Recht zu haben, immer übellaunig zu sein."

"Gilt das mir?" fragte Fischer, fest auf das Mädchen blickend.

"Nein!" erwiederte diese schnell, "Ihnen nicht, Sie haben ein ewig gleiches Phlegma, was mich schon oft halbwahnsinnig gemacht hat."

"Ich danke!" erwiederte der junge Mann, sich von neuem zurücklehnend und ein Nadel-Etui zwischen den Fingern drehend; "um aber auf Rohrbach zu kommen, kann Der nicht Ursache haben? Es ist deutlich, — er erwartet Briefe, — wir kennen im Grunde wenig von seinen Verhältnissen; kann ihn nicht das Ausbleiben gewisser Nachrichten beunruhigen! Zum Beispiel —"

Ach ja! er will seine schönen Silberbergwerke ver-

kaufen und sich hier mit dem abscheulichen Eisen abgeben; ich weiß nicht, was Papa damit will: Silber ist, dächte ich, doch hübscher und besser als Eisen."

Fischer lächelte. „Mag sein! Doch er kann ja noch andere Nachrichten von da erwarten, — er kann Freunde dort haben —"

„Ja wohl! er spricht mit vieler Wärme von einem gewissen Szentimre, der ein so genialer junger Mann sein soll — ein Dichter."

„Er kann möglicherweise" — und hier schielte der Schlaue immer mit den Augen, die Tochter seines Prinzipals prüfend — „setzen wir den Fall — dort zartere Verhältnisse —"

„Warum nicht gar!" — fiel erröthend Malvina ein — „was Sie ihm noch alles andichten würden!" — und indem sie wie von ungefähr ihr Arbeitskörbchen vom Tische streifte, suchte sie dem forschenden Blicke des jungen Mannes zu entgehen.

Dieser nahm, nachdem er pflichtgemäß die angerichtete Unordnung zu verbessern bemüht war, seinen vorigen Platz ein und fuhr, ohne seine Miene zu verändern, fort: „Ich sagte nur vielleicht — er ist etwas sentimental — und bei all' dem versäumt er oft die schönsten Gelegenheiten, Ihnen die Cour zu machen."

„Fischer, schweigen Sie! Nicht Jeder hat Ihre Weise. Uebrigens müssen Sie wissen, daß Sie mit all' Ihrer Artigkeit und Galanterie und allen Ihren eiskalten Complimenten recht unerträglich sein können."

„Unerträglich! — passe pour cela, nur nicht lang=

weilig, wie Sie meinem armen Freunde vorgeworfen haben."

„Ich habe nicht gesagt: langweilig."

„Aber doch gemeint?!" fiel schnell Herr Fischer ein. „Doch" — fuhr er fort — „lassen wir das; Sie werden doch mir in keinem Falle Recht geben wollen? So mag sich denn Ihr Herr Vetter selbst in Ihrer guten Meinung wiederherstellen so gut er kann. Lassen Sie uns von was Anderem reden, z. B. von den Silbergruben Ihres Vetters, die Ihnen so schön vorkommen."

„Hat Herr Rohrbach mit Ihnen darüber gesprochen?"

„Ich denke, er wäre fähig, mir im Detail den Bergbau dort zu expliciren, wie heute die Dreschmaschine; allein so weit hat er sich noch nicht, Gott sei Dank! vergessen. Er begnügte sich, mir eine Skizze der Gegend zu entwerfen."

„Diese muß, seiner Beschreibung nach, allerliebst sein; nicht weit von Leutschau, was eine recht hübsche kleine Stadt sein soll, ebenfalls nicht fern von den Karpathen, — dann in der Nähe herum kleine nette Zipserstädtchen, ein paar Schlösser, Badeorte, — ich kann mir das recht gut vorstellen und ausmalen, wie er es geschildert hat, und diesen köstlichen Aufenthalt will er gegen unser einsames Waldthal vertauschen, an dem ich eben nicht viel Schönes finde."

„Weil Sie es schon gewohnt sind," fiel Fischer ein, „so wie Sie sich auch an die Herrlichkeiten des Vetters gewöhnen würden. Uebrigens bin ich eben nicht so ganz Ihr Widersacher in diesem Punkte und muß offen gestehen, daß ich nicht übel Lust habe, Herrn Rohrbachs Grubentheile in Ungarn an mich zu bringen."

„Sie?“ fragte erstaunt Malvina.

„Ja; aber vor der Hand bitte ich, selbst gegen Ihren Herrn Vater darüber zu schweigen.“

„Ei, ei! Herr Fischer!“ rief das Mädchen aus. „Sie machen mich zur Vertrauten Ihrer Geheimnisse, — das ist ein neues Verhältniß zwischen uns. Nun, auch gut! Sie sollen sich über mich nicht zu beklagen haben.“

Gerling und Rohrbach traten wieder ein und machten diesem tête à tête ein Ende, welches Fischer mit großer Klugheit zu seinen Gunsten zu benützen gewußt hatte. Er hatte anscheinend unbefangen zwischen Friedrich und Malvina ein erkältendes Element gebracht und des Mädchens zum Theil durch Rohrbach erregte Vorliebe für jene fremde Gegend seiner eigenen Bewerbung günstig gemacht, und zugleich Malvina durch ein Geheimniß näher mit sich verbunden, als es bisher der Fall war. Er hatte nicht umsonst ihren Charakter studirt und zeigte selbst in dieser Angelegenheit die ihm eigene schnelle Auffassung der günstigsten Momente.

Eine Woche verging, ohne daß etwas Besonderes vorgefallen wäre, außer daß Malvina verschiedene Versuche machte, ihren Vetter über seine sonstigen Verhältnisse in Ungarn auszuforschen; doch Friedrich wich aus, und Fischer wechselte bisweilen einen Blick mit dem Mädchen, der sie auf einen Moment erröthen machte. Er näherte sich ihr nicht mehr als sonst und behielt bei jeder Gelegenheit sein artiges, heiteres und dabei fast gleichgültiges Benehmen gegen sie. Gerling bemerkte keine Veränderung in der Lage der Dinge und wartete selbst schon mit Ungeduld, daß

Friedrich Briefe wegen seiner Gruben erhalte; denn ihm lag daran, den Vertrag rechtskräftig zu machen und, wenn möglich, auch die Heirath baldigst in Ordnung zu bringen. Er konnte sich erst sicher fühlen, wenn sein überlisteter Gegner auch sein Schwiegersohn sein würde.

Als einst Rohrbach und Fischer miteinander allein waren, klopfte der letztere seinem Freunde auf die Achsel und sagte schmunzelnd: „Meine Geschäfte gehen trefflich; bei Ihrer Cousine fangen einige kleine Mittelchen, die ich ihr beigebracht, schon zu wirken an, und gestern erhielt ich einen Brief von meinem Vater, der mir ein hinreichendes Capital verspricht, um auf meine Faust etwas anzufangen.“

„Sie wollen also unser Geschäft ernstlich verlassen?“ fragte Friedrich, der gehofft hatte, in Fischer dereinst einen Compagnon und nöthigenfalls eine Stütze zu finden, wenn sich Gerling einfallen ließe, zu viel in die Werksleitung einzugreifen;

„Seit Ihrem Eintritt bin ich eigentlich überflüssig und ich sehe mich nicht gern in einer solchen Stellung; denn zu einem bloßen Secretär Herrn Gerlings bin ich mir zu gut. Auch habe ich Lust, was Tüchtiges selbst anzugreifen, und habe mich immer mehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, mit Ihnen förmlich Platz tauschen. Mit einem Wort, ich habe Lust auf Ihre ungarischen Gruben. — — Spekulation freut mich und ich bin jung genug, um mich in neue Verhältnisse zu fügen. Was sagen Sie zu meinem Vorschlag?“

„Ich meinestheils kann's zufrieden sein, und wir können miteinander hinreisen, wie Sie schon einmal erwähnten.

Ich warte nur noch auf ein paar Briefe und reise sogleich ab, um dort alles in Ordnung zu bringen und mich förmlich hier niederzulassen. Es versteht sich von selbst, daß ich Ihnen bei meiner Cousine vollkommen freies Spiel lasse.«

Den andern Tag erhielt Friedrich einen Brief folgenden Inhalts: »Vorfälle ganz besonderer Natur haben meine schnelle Abreise veranlaßt. Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich wahrscheinlich schon in Admont und in Deinen Angelegenheiten beschäftigt, die ich Dir aber nur mündlich mittheilen kann. D'rum eile auf der Stelle zu mir, es handelt sich um wichtigere Dinge als Du glaubst. Von Szentimre mündlich, — er ist einige Tage vor mir gleichfalls abgereis't und vor der Hand nach England gegangen; er will bis zum nächsten Landtag reisen. In Három Fölgyes ist Alles wohl. Zögere nicht zu kommen. Gott segne Dich!

Erwin.«

Friedrich konnte nicht begreifen, was geschehen sein könnte. Szentimre auf Reisen, — wichtige Dinge — er ahnte — — Doch noch immer wagte er nicht zu hoffen. Sehr hastig empfahl er sich von Gerling und fuhr nach Admont, wo ihn Pater Erwin mit offenen Armen empfing. Die Ursache von Szentimre's Reise, die wir bereits kennen, erfuhr hier Friedrich zu seinem freudigen Erstaunen.

»Und Etelka?« — fragte er hochklopfenden Herzens, als Erwin die Ereignisse in Bobersdorf erzählt hatte.

»Lass' mich im Contexte bleiben«, fiel Erwin lächelnd ein, dem Ungestüm des Freundes wehrend. — »Als ich Bobersdorf verließ und zu Szentimre zurückkehrte, fand ich ihn schon bereit nach Wien, um von da aus in das

Ausland zu gehen; nur wollte er zuvor mit mir zu seinem Oheim, um diesen von allem dem zu unterrichten. Wir kamen nach Három Fölgyes. Victor, der seit dem Vorfalle mit Bertha ganz verändert war, kündigte gleich beim Eintritte seinen Besuch als einen Abschiedsbesuch an. Ohne zu erwarten, daß sich das Erstaunen seiner Verwandten in Worte auflöse, fuhr er fort: „Oheim! ich weiß, daß ich Dir einen Lieblingsplan zerstöre; verzeih' mir aber, — so wahr ich ein Mann bin, ich kann nicht anders!" Vörösváry sah ihn verwundert an, — Etelka wußte nicht, was kommen sollte; allein sie ahnte etwas, denn sie hing ängstlich mit ihren Blicken an Victor. Dieser faßte den Oheim bei beiden Händen und sah ihm treuherzig in's Gesicht: „Ich bin sehr unglücklich, theurer Oheim! darum habe Mitleid mit mir und höre mich. Ich weiß, Du hättest gern aus uns beiden ein Paar gemacht. — — Daß ich Dich einmal glauben ließ, ich könnte Deinen Wünschen Genüge thun, magst Du mir verzeihen; es war von mir nie so gemeint, — darum mein Verschieben, darum mein Streben gegen jede feierliche Verlobung u.dgl." Der alte Herr wandte sich erschüttert von seinem Neffen und blickte auf seine Tochter. Diese stand in ahnungsvollem, beinahe freudigem Erstaunen vor ihm; ich hielt mich im Hintergrunde, denn noch war meine Hülfe nicht nöthig. — O, wir beide" — rief Victor, indem er ein schmerzliches Lächeln über seine Lippen brachte — „sind darüber bereits seit lange einig. Wir haben uns offen gegeneinander ausgesprochen und nur scheinbar in Deine Wünsche gefügt, um, was bei meiner guten Etelka heimlicher Eigenschaft so leicht möglich war,

fremde, ihr gleich unangenehme Bemerkungen abzuweisen Lass' mich enden!« rief Victor lauter, als er merkte, der alte Herr wollte sprechen; »ich habe geliebt, seit Kurzem zwar, aber glühend, — ich habe geworben und bin zu spät gekommen, mein Herz ist tiefverwundet, — ich wollte im Stolz meines Glückes vor Dich hintreten und Deiner Tochter ihren eigenen Willen wiedergeben; — es ist anders gekommen — mein Herz ist tiefverwundet; ich wollte, aber ich kann nicht von hier, ohne die Verwirrung, die meine heillosen Intriguen angerichtet, zu lösen. Frage Etelka selbst, ob sie mich wollte.« — — Das Mädchen warf sich an des Vaters Brust, weinte und sagte: »Ich liebe Victor wie meinen Bruder — aber er spricht wahr!« — Der Alte war in großer Aufregung, — ich schritt begütigend ein und erklärte im Zusammenhange, was geschehen war, so viel ich von Victor wußte. — Etelka verließ das Zimmer und der Alte wandte sich mit schmerzvollem, aber milden Ausdruck an Victor: »Warum bist Du nicht wahr gewesen gegen mich? Habe ich das um Dich verdient? — Doch, Du bist selbst schwer getroffen, ich will Dir keine Vorwürfe machen um meiner Tochter willen, deren Bestes Du gewollt. — Armer Junge! ich zürne Dir nicht. Doch, fass' Dich, lass' den Kopf nicht hängen — — es gibt noch Mädchen genug in der Welt!« — Victor schüttelte den Kopf. — »So seid ihr jungen Leute! Wenn euch etwas durch den Sinn fährt, so seid ihr gleich in Verzweiflung! Sieh' mich an! Du hast mir meinen schönsten Lebensplan durchkreuzt, und ich zürne Dir nicht, und bin gefaßt (doch des alten Herrn Stimme schwankte bedeutend) — und Du — überleg' dieß

— und bleibe bei uns, oder, auch gut! reise; reise mit Gott und komme mit einem gesunden Herzen zurück! — Doch, genug für heute. Meine Tochter hat uns schon verlassen; morgen, morgen sprechen wir weiter.“ — Und sichtlich bewegt verließ uns der alte Herr.

Friedrich sprang auf. „Etelka frei, frei! O, mein Freund! ich habe gegen meine Leidenschaft gekämpft, aber vergebens. Sie ist also nicht Szentimre's Braut! Ja, ich muß hin, muß ringen nach ihrer Liebe, die mir stets das Höchste ist auf Erden! Doch weiter, Freund! was geschah weiter?“

Erwin, der diesen Ausbruch von Friedrichs Gefühlen mit einem halbwehmüthigen Lächeln angehört hatte, fuhr fort: „Den folgenden Tag reis'te Szentimre ab, — der alte Herr war weich und mild; er verschmerzte nur ungern das Scheitern seiner Plane, einzig die Liebe zu seiner Tochter schien ihn damit zu versöhnen. Rührend war, als Etelka beim Frühstück eintrat und ihm, zwar blasser als gewöhnlich, aber mit einer ungeheuchelten Freundlichkeit einen „guten Morgen!“ bot. Der Alte nahm das Mädchen beim Kopf, küßte zärtlich die Stirne der Kleinen und murmelte dabei: „Du böses Kind!“ — Ich blieb noch einige Tage, um Vörösváry in seiner dermaligen Lage nicht allein zu lassen, eilte aber sodann, durch Deinen letzten Brief auf einen Punkt aufmerksam gemacht, der meine Gegenwart hier benöthigt, hieher. Ich verließ alles in Ordnung, nur war die Kleine minder heiter als ich nach dem Vorgefallenen erwartete; vielleicht nahm ihr gutes Herz Antheil an der Kränkung ihres Vaters.“

„Doch nun, mein Freund! laſſ' uns zu Ernſterem ſchreiten. Ich ſchickte dieſe Erzählung voraus, um Deinem Herzen, deſſen vergebliches Ringen ich lange beobachtete, Genüge zu thun. Jetzt folge mir in's Kloſterarchiv; es handelt ſich um Dein ganzes Sein. Ich weiß, daß wir unten Documente finden müſſen, welche Dein Anrecht auf die vermeinten Beſitzthümer des Vetters erweiſen." — „Unmöglich!" fiel Friedrich ein, „Gerling hat mir das alles auseinandergeſetzt und aus den Geſetzen nachgewieſen; überhaupt kann ich mich über ihn nicht im mindeſten beklagen. Er thut das Möglichſte, mich für meine getäuſchten Erwartungen zu entſchädigen und ſeine Bedingungen, unter denen er mich zum Compagnon genommen, ſind überaus großmüthig. — Nein, Freund! ich glaube ſelbſt, daß Gerling nicht in allen ſeinen Geſchäften mit gleichem Edelmuth umgeht; allein von mir wäre es unbillig und undankbar, wenn ich ſein, mir nicht im mindeſten zweifelhaftes Recht aus baarer Habſucht noch einmal angreifen wollte."

„Ich ehre Deine Geſinnungen, Friedrich!" entgegnete ihm ernſt der Mönch; „aber ich ſage Dir, Du biſt unter der Maske der Freundſchaft getäuſcht und betrogen. Hätteſt Du mir früher über Deine Geſchäfte nach des Oheims Tod Genaues mitgetheilt, ſo hätte ich Dir manche Mühe erſparen können. Höre! Als Du mir bei Deinem erſten Zuſammentreffen in Gmunden Deine Schickſale erzählteſt, erwähnteſt Du, durch das Teſtament Deines Oheims zwar etwas ſpärlich, aber doch mit Geld ausbezahlt worden zu ſein, und obgleich mir dieß etwas ſonderbar vorkam, mußte

ich es doch glauben. Allein als ich aus Deinem Briefe ersah, wie schnell sich Gerling, anstatt Dich als ungerechten Prätendenten zu behandeln, mit Dir auf freundlichem Wege zu verständigen suchte, erwachte mein Argwohn, denn Dein Vetter ist ein verzweifelter Advokat und der Weg der Güte nicht der bei ihm übliche. Es schien mir, als ob er gerichtliche Einmengungen in die Sache vermeiden wollte, und da Du in Deinem Briefe anzudeuten schienst, Gerling sei als gesetzlicher Erbe eingeschritten, fiel mir ein, daß Dein Oheim, der viel mit unserm Stifte verkehrte, vielleicht nach alter Sitte in unserm Archive sein Testament niedergelegt haben könne. Ich eilte hieher und die Obern bestätigten mir, daß so etwas geschehen sei; daß aber, da Gerling bei der Besitznahme das Gerücht verbreitet hatte, es sei dieß auf ein vorgefundenes Testament hin geschehen — und von keiner Seite eine Anfrage an das Kloster geschah, man alles auf sich beruhen gelassen habe. Es muß sich daher das Document im Archiv vorfinden, folge mir dahin und wir werden sehen, inwieweit sich Gerlings Benehmen gegen Dich noch rechtfertigen läßt oder nicht.«

Rohrbach folgte dem Benediktiner und sie wühlten lange unter den alten vergilbten Papieren des Archivs herum. Als sie wieder heraustraten, hielt Friedrich ein zusammengefaltetes Papier in seiner Hand und befahl, auf der Stelle einzuspannen.

Indeß' gingen die beiden Freunde in angelegentlichem Gespräche den Kreuzgang auf und nieder, und als Rohrbachs Wagen vorfuhr und dieser an den Schlag trat, legte der Mönch noch einmal die Hand auf dessen Schulter.

„Wahre was Dein ist, aber sei nicht ungerecht und hart. Die Rache ist mein, sagt der Herr; greife nicht in das Amt eines Höhern!“

Friedrich nickte schweigend mit dem Haupte und rollte die Straße nach seines Vetters Schlosse entlang, wo er zwei Tage nach seiner Abreise von dort gegen Abend eintraf. In Herrn Gerlings Arbeitszimmer brannte Licht, — ohne weiteren Aufenthalt begab er sich sogleich dahin und trat ein.

XXVI.

„Vetter, Du hast schlecht an mir gehandelt!“ begann Friedrich, indem er Gerlings bewillkommende Hand zurückwies. Dieser maß ihn mit verwunderten Augen; allein mit kalter Ruhe bedeutete ihm der junge Mann, sich zu setzen und rückte sich gleichfalls einen Stuhl ihm gegenüber.

„Gib Dir keine Mühe, Dich zu verstellen oder mit mir von neuem einige Scenen Deines wohleinstudirten Erbschaftsdrama's durchzuspielen; ich habe das entscheidende Document in Händen und habe mich belehren lassen, was in unserer Sache Rechtens ist. Vor allem aber bitte ich Dich, unterbrich mich nicht und fürchte nicht, daß ich meine Rechte weiter verfolgen werde als streng nöthig ist. So viel zu Deiner Beruhigung; nun zur Sache!“

„Aber ich begreife Dich nicht, Friedrich!“ fiel Herr Gerling mit verlegenem Lächeln ein, denn er wußte noch nicht, was und wie viel dem jungen Mann bekannt sei, und der feierliche Ernst desselben beunruhigte ihn.

„Schweig' und höre!“ rief lebhaft Rohrbach und zog ein Document aus der Tasche. „Hier bringe ich Dir das Testament meines Oheims, das mich zum

Universalerben einsetzt und bis zur Beendigung meiner Reisen das Vermögen Deiner Verwaltung übergibt. Entweder es existirte außer diesem im Stifte Admont aufbewahrten letzten Willen noch einer, oder nicht. Existirte einer, so konntest Du nie Anspruch aus dem Grunde gesetzlicher Erbfolge erheben, wie Du mir das selbst erklärt hast, — existirte aber keiner, so ist der hier vorhandene genug, Deine Rechte als gesetzlicher Erbe zu zerstören. Da jedoch auf dieser letztwilligen Anordnung „Duplicat“ geschrieben steht, so mußte noch ein Exemplar davon vorhanden sein, welches entweder verloren oder von Dir zerstört worden ist. Unterbrich mich nicht. In dem mir von Fischer auf Deine Anordnung vorgelegten Codicill fällt mir jetzt der Ausdruck auf: „Meinem Neffen F. R. sind sogleich nach meinem Tode zehntausend Gulden vorderhand zu seiner ersten Einrichtung auszuzahlen“ — ein Beweis, daß er auf dem später anzutretenden Besitz größeren Eigenthums Bedacht genommen war, welches Du aber als eine interimistische Verfügung zu erklären wußtest, deren im Sinn gehabte nähere Ausführung durch den Tod unterbrochen wurde. Du warst, um bis zu meiner Rückkehr die Verwaltung meines Vermögens zu übernehmen, von meinem Oheim in seinen letzten Lebenstagen zu ihm berufen; Du wußtest um das Testament, worin Dir auch für Deine Mühewaltung ein sehr reiches Honorar bestimmt ist; in Deine Hände hat er es wahrscheinlich niedergelegt, weise vorsorglich aber schon früher selbst den Obern des Stiftes Admont ein Duplicat in Verwahrung gegeben und da er es persönlich gethan, ist über die Authenticität dieses Documentes kein

Zweifel möglich; — jetzt leugne, wenn Du kannst, Deine Schuld und Deinen Betrug!"

„Daß ich nun von meinem gesetzlichen Erbrechte lassen muß, scheint wohl aus dem zufällig entdeckten Testamente zu fließen; allein eine Unterschlagung eines vorhanden gewesenen kann mir nicht nachgewiesen werden. Bei der gerichtlichen Sperre wurde das Codicill gefunden und publicirt. Daß Du erst jetzt von Deinem Rechte Kenntniß erlangst, magst Du der Saumseligkeit der Admonter Mönche danken, deren Sache es gewesen wäre, das deponirte Testament zu produciren."

Friedrich schüttelte den Kopf. „Ich bin zu wenig Rechtsverständiger, um über Das mit Dir zu streiten; allein hier auf dem Umschlage steht: Duplum meines Testaments zur Sicherheit in einem Streitfalle eigenhändig dem Kloster Admont übergeben v.— N. N. den so und so vielten.

Das scheint mir einerseits zu beweisen, daß die Mönche recht gehandelt haben; andrerseits, daß sein Original-Testament nicht so ganz unfindbar oder versteckt gewesen sein muß. Ferner lautet Artikel 12 des Testaments Zum Executor des Testaments ernenne ich meinen Verwandten Dr. Gerling, meinen bisherigen Rechtsfreund und es soll für seine Mühewaltung ꝛc. — Nun scheint es mir sonderbar, daß der in der letzten Zeit seines Lebens von ihm eingesetzte anwesende Testamentsexecutor nichts davon gewußt haben sollte — um so mehr, da Du zugleich sein Rechtsanwalt warst. — Doch, ich habe es satt, mit Dir darüber zu streiten und möchte nicht, außer wenn Du es selbst wünschen würdest, die Gerichte in die Sache zu mischen.

Ich habe nicht vergessen, daß Du, als Du mich ganz in Deiner Gewalt hattest, meinen Schaden möglichst zu mildern bedacht warst. Auch ich will die Bande der Verwandtschaft nicht vergessen und aus manchen Rücksichten Deinen Namen nicht brandmarken. Ich mache Dir daher folgende Vorschläge: Um Deine Ehre vor der Welt zu retten, übergibst Du mir die Besitzthümer unseres Oheims als Deinem Compagnon, auch bleibst Du mit der Dir im Testamente angewiesenen Summe als Legaten und Mühwaltungshonoraren noch für ein Jahr im Geschäfte, dann ziehst Du Dich von diesem Zweige Deiner Unternehmungen zurück, nimmst Dein Capital — die obbesagten Summen — nebst den von Dir auf Verbesserungen verwendeten heraus und ich bleibe allein Eigenthümer; ich übernehme jedoch sogleich alles. Bist Du's zufrieden — gut! wo nicht, so wirst Du mich nöthigen, die Gerichte mit in unsern Handel zu ziehen, wobei Du wahrscheinlich mehr verlieren dürftest als ich."

Gerling war vernichtet. Das Document in Friedrichs Händen zeigte ihm klar, daß er überwunden sei, und von der Festigkeit des jungen Mannes stand alles zu befürchten.

„Gut! ich gehe diesen Vergleich ein" — begann er nach einer Pause mit künstlicher Fassung — „denn ich bestreite Deine gegenwärtigen Ansprüche gar nicht und bedaure blos, daß Du nur das Schlimmste bezüglich der Vergangenheit vermuthen willst."

„Wohlan! so lass' uns heute noch das Wichtigste abfassen, morgen mag die Uebergabe erfolgen, denn ich muß schleunigst abreisen; auf dem Wege werde ich in der Hauptstadt auch die Ueberschreibung auf meinen Namen

nebst Deinem Compagnie-Antheil durch einen verläßlichen Advokaten besorgen lassen, Fischer kann uns helfen, denn vor ihm, der Dein Schwiegersohn zu werden gedenkt braucht die Sache nicht verborgen zu bleiben."

„Fischer mein Schwiegersohn?" stammelte Gerling.

„Ha!" versetzte beinahe lächelnd Friedrich, „Du hattest auf mich gerechnet! Bedaure, schon versorgt zu sein; allein ich achte Malvinen und um ihretwillen wollte ich Deine Ehre schonen. Gib sie Fischer — sie werden sich finden und er ist ein Mann, der seinen Weg in der Welt machen wird."

„Wir werden sehen", brummte Gerling. Also wenn Du so Eile hast, so lass' uns an die Arbeit gehen. Auch ich werde bei so bewandten Umständen diese Gegend so bald als möglich verlassen."

Halt! noch eins, Alter! Du bist ein Mann, der in unserer vaterländischen Industrie was gilt, und ich will voraussetzen, daß der vorliegende Streich keine Vorgänger gehabt hat. Ich will Dich nicht verderben und hege keinen Groll. Genieße Deinen anderweitigen Erwerb und hüte Dich vor Aehnlichem. Erfahre ich, daß Du wieder ungerade Wege gehst, so, verlass' Dich auf mein Wort, kommt, was heute unter vier Augen verhandelt worden, zu Tage. Somit genug von der Sache — an's Geschäft."

Binnen zwei Tagen war alles so weit in Ordnung, daß der neue Besitzer ohne Besorgnisse abreisen konnte. Diese Zeit über war Malvina unter dem Titel einer Unpäßlichkeit nicht aus ihren Gemächern gekommen, und nachdem Friedrich von seinem Vetter einen steifen Abschied genommen und dem Schloßverwalter seine Aufträge ertheilt hatte, fuhr er

in Fischers Begleitung ab. Dieser besorgte, mit allen Rechts- und Geschäftsformen vertraut, in der Hauptstadt die bezüglich des neuen Eigenthums zu machenden Schritte und fort ging's dann nach Ungarn. Malvina hatte sich auch vor der Abreise nicht gezeigt. Doch gab Fischer zu verstehen, daß sie nicht krank sei und daß er sie mittlerweile gesprochen habe, obwohl er sich nicht näher darauf einließ. So war es auch; denn sie hatte Fischer rufen lassen und ihn um den Stand der Dinge befragt, den ihr der Vater nur ungenügend erklärt hatte. Fischer hatte so schonend als möglich sie in die Wahrheit eingeweiht und sie zuletzt mit mehr Wärme, als sonst seine Sache war, seiner bereitwilligsten Freundschaft versichert, „Wie mir der Vater gesagt, werden Sie uns nach Ihrer Rückkehr in Wien finden, — ich hoffe, Sie dort zu sehen und mit Ihnen zu sprechen, — denn bei meinem Vater mag ich gewisse Gegenstände nicht berühren.“ — „Gut! Was soll ich Ihrem Vetter sagen?“ — „Nichts!“ entgegnete Malvina schnell und wandte sich. Fischer verließ das Mädchen und war zufrieden mit dem Erfolge seines Besuchs. Ohne weitere Verzögerung traf man endlich in Leutschau ein, wo Herr Reinhardt sowohl von dem Vorgefallenen als auch von Fischers Absichten in Kenntniß gesetzt wurde. Dieser sollte, während Rohrbach einen Besuch in Három Fölgyes machte, zurückbleiben und sich von dem ihm Wissenswerthen an Herrn Reinhardts Seite überzeugen. — So sehr sich der freundliche alte Herr über den guten Ausgang von Friedrichs Angelegenheiten freute, so bedauerte er doch seinen bevorstehenden Verlust; denn er hatte den jungen Mann sehr liebgewonnen und im Stillen schon

manche Plane für jene Zeit gebaut, wo Rohrbach in seinem Besitzthum, somit befestigt sein würde, um mit Wirkung und in Verbindung mit einigen Gleichgesinnten auf eine Verbesserung der Montanverhältnisse der Gegend hinwirken zu können. Er gestand dieß auch seinem jungen Freunde, der ihm lächelnd die Hand drückte. „Wenn Sie mit mir dahinaus wollten, so haben Sie durch meinen Austritt aus den hiesigen Verhältnissen nichts verloren, vorausgesetzt, daß Herr Fischer an meine Stelle tritt. Im Gegentheile dürften Sie sich von diesem jungen Manne eine wirksamere Hülfe versprechen. Denn sollte er auch im rein Technischen der Manipulation weniger Erfahrung haben, als ich, der ich mich ausschließend damit beschäftige, so hat er anderseits Uebung im Combiniren ausgedehnter und großartiger Verhältnisse, eine allgemeine Uebersicht und genaue Kenntniß des Geld- und Handelswesens und vor allem jene kalte Ueberlegung und unerschütterliche Beharrlichkeit, welche den Industriellen unserer Zeit auszeichnen müssen, wenn er wirken will. Diese Eigenschaften habe ich an ihm kennen gelernt und wenn irgend Jemand alle Umstände zu seinen Zwecken zu verwenden weiß, so ist er der Mann. Sie werden sich in Kurzem davon überzeugen."

Reinhardt warf aus der Fensterbrüstung, wo dieses Gespräch stattfand, einen halbfragenden, halbverwundernden Blick auf Fischer, welcher eben mit dem unbefangensten Anstande der Welt die Frauen zu unterhalten bemüht war, als ob er für nichts anders als den Salon geboren und erzogen worden wäre.

Am nächsten Morgen überließ Friedrich seinen Gefährten

der Gastfreundschaft des Reinhardt'schen Hauses und schlug ohne, wie er sonst oft gethan, den Weg über Bobersdorf zu nehmen, die Straße nach Három Fölgyes ein, das er bei der üblen Jahreszeit erst den zweiten Tag Mittags erreichte.

So herzlich der Empfang von Seite des Herrn von Vörösváry war, so sehr vermißte Friedrich in der förmlich kalten Begrüßung Etelka's die Natürlichkeit ihres sonstigen Benehmens. Der Alte gestattete ihm nicht viel Zeit zu solchen Bemerkungen, indem er gleich von Szentimre zu sprechen begann, der, ungeachtet er seine liebsten Plane zerstört hatte, noch immer beinahe Sohnesrechte an dem Herzen des biedern Oheims besaß. „Der verteufelte Junge!" brummte er vor sich hin. „Unser Geistliche wird Ihnen ja erzählt haben; — und wie schnell dieß gekommen ist! Er wurde ja erst durch Sie im Hause des Pfarrers bekannt. — — Armer Victor!" setzte er hinzu, „jetzt fährt er in der Welt herum, um sich sein Herz zu kuriren! Hätt's besser haben können! — Doch Sie, Herr Montanist! wie steht es denn mit Ihnen — gute Geschäfte gemacht?" — „Ich kann sagen: gute" — und somit erzählte Friedrich, wie er in den Besitz der ihm ungerecht vorenthaltenen Güter seines Oheims gekommen und nun sich dort anzusiedeln gedenke.

„Also Sie verlassen uns wieder, Sie schienen ja doch früher Gefallen an Ungarn gefunden zu haben."

„Ich muß wohl jetzt," entgegnete Friedrich, „da meine Thätigkeit in meinem Vaterlande auf mir so erfreuliche Weise in Anspruch genommen wird."

„Und Ihre hiesigen Gruben —?"

„Verkaufe ich!"

„Da bekommt Victor einen neuen Compagnon, wenn er nicht auch das Gleiche thut, denn mir scheint, er hat nicht viel Freude an der Sache.“

„Er hat mir Vollmachten in dieser Beziehung hinterlassen“, bemerkte der Bergmann.

„Es muß ihm aber doch etwas getragen haben?“ warf der Alte dazwischen.

„Er hat keine Ursache, das Geschäft zu bereuen,“ entgegnete Friedrich; „doch glaube ich, wünscht er nicht, sich fernerhin dem guten Willen eines andern Compagnons anzuvertrauen, da er mir aufträgt, auch für seinen Antheil einen Käufer zu suchen, wenn ich den meinen veräußern wollte. Und er hat so Unrecht nicht; man hat viele Beispiele, daß zu großes Vertrauen — bei eigener Unkenntniß im Fache — zu einem üblen Ende geführt hat.“

Etelka hatte, ohne merkbaren Antheil zu nehmen, während dieses Gespräches schweigend ihre Arbeit fortgesetzt, wodurch sich Friedrich in hohem Grade beunruhigt fühlte. Ein Diener rief Herrn von Vörösváry ab, Friedrich blieb allein mit Etelka. Eine peinliche Pause trat ein. Friedrich fühlte entweder die Erinnerung an sein letztes Zusammentreffen mit dem Mädchen im Parke bei Szentimre oder etwas Anderes stehe zwischen ihm und ihr. Zugleich die Wichtigkeit, jedem Mißverständnisse vorzubeugen, die er in seinem Verhältnisse zu Bertha kennen gelernt hatte, erwägend, beschloß er, so ungern er auch daran ging, dieser peinlichen Lage durch ein offenes Wort ein Ende zu machen. Er näherte sich dem Mädchen. „Ist es blos die Geschichte Ihres Ringes, mein Fräulein! was uns einander so ent-

fremdet hat? Darf ich — —" Stolz blickte Etelka zu dem Sprechenden empor, im Begriff, mit einer kalten Antwort jede weitere Erörterung abzuschneiden; allein ihr Blick traf sein treuherzig bittendes Auge, und sie fühlte sich verwirrt und schwieg. Friedrich, der, als sie ihr schönes Auge gegen ihn aufrichtete, verstummt war, faßte, ihre Bewegung nicht verkennend, Muth und von seiner Liebe begeistert und über seine sonstige Schüchternheit erhoben, sagte er mit fester, herzlicher Stimme: „Ja, es ist was Fremdes zwischen uns getreten, — nicht meine Verwegenheit im Parke ist's, die Sie mit Ihrem Blicke strafen wollten —; bereits ist zwischen uns zu viel gesprochen worden, als daß wir, ohne einander Rechenschaft geben zu müssen, unsere Beziehungen ändern könnten. O, lassen Sie mich's sagen! ich bin gekommen, um Ihnen nun — die Umstände, die mich bisher zurückgehalten, durch Szentimre selbst beseitigt worden — Herz und Hand anzubieten, — so fremd Sie gegen mich thun, ich mußte es Ihnen sagen, denn nur dieß kann die Unbescheidenheit entschuldigen, mit der ich die Ursache Ihres Betragens zu ergründen suche." — Etelka war bei Friedrichs Worten aufgestanden und stand bleich und zitternd an ihren Stuhl gelehnt. — „Und jene Dame, für welche Sie sich mit dem Rittmeister N— geschlagen haben?" — fragte mit künstlicher Fassung das Fräulein.

„Das ist's also" — jubelte Friedrich und stürzte zu Etelka's Füßen — „es ist meine edle Freundin Bertha, die Szentimre's Bewerbung zurückgewiesen, die unglückliche Bertha, die an den Lästerungen jenes Offiziers zu rächen ich für meine Pflicht gehalten habe. Es wäre demselben

beinahe gelungen, Zwietracht zwischen Bertha und mich zu säen, — lassen Sie es nicht das zweitemal zwischen uns geschehen. War's nur das, o, so antworten Sie!“

Etelka's Antlitz übergoß plötzliche Röthe. „So stehen Sie doch um Gottes willen auf, Friedrich! Es soll alles vergessen sein!“ — „Und darf ich hoffen?“ fragte, aufspringend und ihre Hand ergreifend, der Jüngling.

Etelka aber, obschon ihr Thränen in den Augen standen, konnte der heitern Stimmung wegen nicht widerstehen, die, nachdem sich alles so glänzend aufgeklärt hatte, mit verdoppelter Macht zurückkehrte, und den Ring mit der Kamee vom Finger ziehend, erwiederte sie lächelnd: „Wohl denn, so nehmen Sie das mir entwendete Bild aus meinen Händen zum zweitenmal und fragen Sie meinen Vater, ob er Ihnen das Original gleichfalls überlassen will“, und mit einer freundlichen Verneigung war sie durch die Thür eines Nebenzimmers verschwunden.

Friedrich stand erstaunt und hielt den Ring in seiner Hand, nicht begreifend, woher er Muth genommen zu sprechen und noch weniger, was sich so eben ereignet hatte.

Indem er sich zu fassen suchte, um seine Wünsche dem Vater vorzutragen, trat dieser an Etelka's Arm ein.

Beide lächelten bei der verlegenen Miene, mit welcher sie Friedrich empfing. Doch Vörösváry ging auf ihn zu und ihn bei der Hand fassend, sprach er: „Meine Tochter hat mir erzählt, was eben zwischen Euch vorgegangen und mir fängt jetzt über die ganze Geschichte mit Szentimre ein Licht an aufzugehen. Der Spitzbube hatte lange gemerkt, was hier angesponnen wurde und hat da mit der Kleinen

sich in Frieden abgefunden. Nun, mir soll's recht sein! Sie sind ein wackerer Mann — haben Ihre Stellung und Ihr Auskommen in der Welt, wenn meine Etty kein Grauen empfindet, die Frau eines Bergmanns zu werden, vor dessen Stande sie sich so scheut, so habt Ihr meinen Segen.“ Und Etelka hüpfte auf den Vater zu, verstopfte ihm den Mund mit Küssen, und sich losreißend, trat sie auf Friedrich zu und reichte ihm die Hand: „Sie kennen mich, nehmen Sie mich wie ich bin und wollen Sie's mit mir versuchen — auf Ihre Gefahr hin. Ich bin die Ihrige!“

XXVII.

Anderthalb Jahre nach den Ereignissen des vorhergehenden Kapitels saßen in demselben Thurmzimmer, welches einst das Gemach Malvina Gerlings war und nun, überaus wohnlich und heiter eingerichtet, Etelka's Empfangzimmer vorstellte, die beiden Gatten und Herr von Vörösváry, der seine jährliche Ischler Badekur mit einem Besuche bei seiner Tochter beschloß. Rohrbach hatte sich zu seinem Vortheil verändert, — das heitere Wesen seiner jungen Frau hatte Einfluß auf ihn gehabt und er fühlte sich wohl inmitten eines kleinen häuslichen Kreises und eines thätigen und dabei doch behaglichen Lebens. Es war Nachmittag und schlechtes Wetter, — man hatte sich daher in's Innere des Hauses zurückgezogen, während man sonst den großen Theil der schönen Jahreszeit in dem Schloßgarten zubrachte, der unter dem verschönernden Einfluß der neuen Besitzer ein sehr angenehmer Aufenthalt geworden war.

„Was doch der Vater heute so unruhig ist!" bemerkte die junge Frau; „jetzt steht er wieder auf der Altane und sieht nach dem Wetter, und wenn er im Zimmer ist, sieht er alle Viertelstunde auf seine Uhr und tritt an's Fenster."

„Er hat irgend etwas im Sinne“, erwiederte Friedrich; „doch bin ich nicht im Stande, zu errathen was.“

„Er wird sich schon verrathen“ — lächelte Etelka und stand auf; „unterhalte den Vater, ich will nach dem Kinde sehen, und für Euch Obst und sonst was zum Naschen besorgen.“

Herr Vörösváry drehte sich um und lächelte. „Wenn Du gerade d'ran bist, so kannst Du wohl Anstalten zu einem Thee machen. Die Witterung ist feucht und —“

„Und — und“ — scherzte Etelka, indem sie dem Alten einen Kuß von sich zuwarf — „und wie es morgen sein wird, wirst Du mir, wenn ich zurückkomme, erklären müssen; — Papachen! Du sollst nicht umsonst Beobachtungen angestellt haben.“

„O, es wird sich heute noch aufheitern“ — sagte mit besonderer Lakonie der Alte und trat in's Zimmer, jedoch nicht ohne mit seinen scharfen Augen bemerkt zu haben, daß eben bei der letzten Wendung der Thalstraße ein Reisewagen sichtbar wurde. „Also vergiß den Thee nicht!“ rief er der Davoneilenden nach und setzte sich zu seinem Schwiegersohne.

Bald darauf rollte ein Wagen in den Schloßhof und wenige Minuten darauf lag Szentimre in Friedrichs Armen.

Der Alte begrüßte ihn herzlich und schmunzelte: „Ich erwarte Dich schon seit ein paar Stunden, doch habe ich nach Deinem Wunsche nichts davon verrathen. Nun,“ — und hiermit packte er den jungen Mann bei den Achseln und sah ihm in's Gesicht — „nun, die Reise hat Dir gut

angeschlagen. — — „In der That!“ rief Friedrich aus; „ich hätte mir alles eher als Deine Ankunft vermuthet.“ — „Ich will eine Woche bei Euch ausruhen, ehe ich in mein Vaterland zurückkehre,“ versetzte Szentimre, nicht ohne sich gleichsam etwas vermissend im Zimmer umzuehen. — „Aha!“ fiel hier der Alte ein, „Du suchst die Frau des Hauses, — komm' mit mir und mache zugleich die Bekanntschaft des kleinen Victor, meines Enkels und hiemit zog er ihn nach sich in's Nebenzimmer. Friedrich eilte, seinen Leuten einige auf den Gast bezügliche Anordnungen zu geben.

Sie beiraten unter Etelka's Anführung wieder das Thurmzimmer, — auf dem Tische dampfte der Theekessel.

„Siehst Du“ — begann Etelka, nach dem Tische weisend — „Du findest uns auf Deine Ankunft nicht ganz unvorbereitet; Väterchen hat für Deine englischen Gewohnheiten gesorgt, ehe wir noch wußten, warum er gerade heute um einen Thee' bat.“

Ein dankbarer Blick lohnte des Alten aufmerksame Liebe und man gruppirte sich um die liebliche Hausfrau.

„Was macht unser Freund Erwin?“ fragte Victor.

„Er lebt sein ruhiges, nützlich-thätiges Leben im Kloster und besucht uns ziemlich häufig“, erwiederte Etelka. „Jetzt fällt mir oft ein altdeutsches Gedicht ein, das wir bei unserm ersten Besuche in Admont auf seinem Tische fanden; Du erinnerst Dich, Väterchen!

„Gott führt zusammen wieder,
Die geliebet wollen sein.“

Und ein überaus lieblicher Blick fiel dabei auf ihren Gatten.



„Und ist die Wunde Deines Herzens geheilt?“ fragte dieser, gegen Szentimre gewendet.

„Sie ist verschmerzt!“ entgegnete dieser ernst; „ich fühle mich stark genug, auf dem Schauplatze so merkwürdiger Erfahrungen meinem Vaterlande zu leben.“

„Du bist ein wackerer Junge!“ rief der Alte aus, und wenn ich so um mich herschau', so verzeihe ich Dir noch einmal, daß Du meinen Lieblingsplan zerstört hast.“

„Ich hatte darauf gerechnet“, sagte Victor und drückte beiden Gatten die Hände mit Innigkeit.



